

Aldo Schellenberg: Der weinende General

DIE WELTWOCHEN

Nummer 40 – 6. Oktober 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Alain Berset
Arbeitsverweigerung
des Sozialministers



Kann man diesem Mann vertrauen?

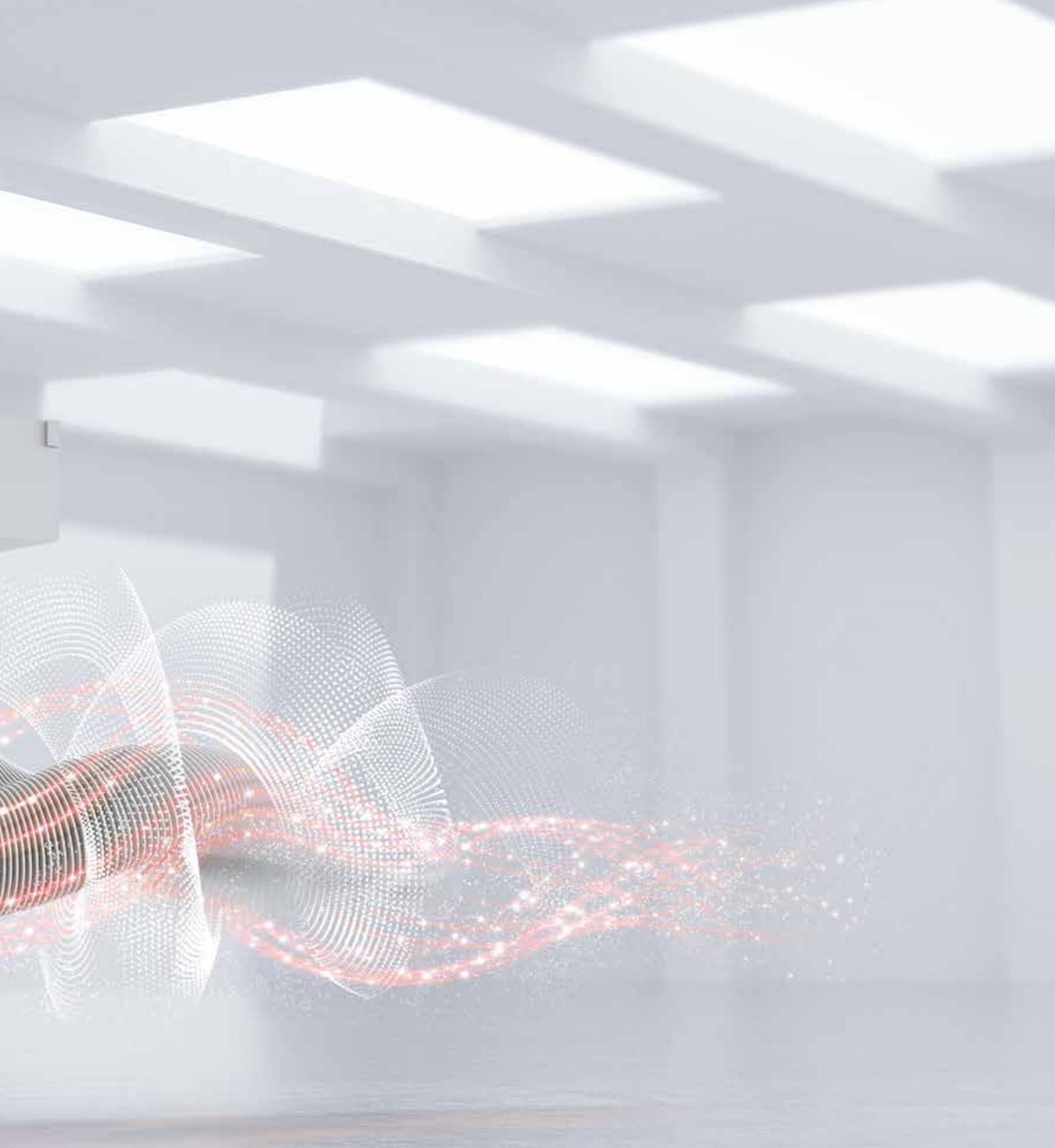
Der Antipolitiker Donald J. Trump

Let's write the future.

Mit Schiffsplotten,
die aus der Ferne auf
Kurs gehalten werden.



ABBs Azipod-Antriebe sorgen seit 25 Jahren dafür, dass grösste Kreuzfahrt- und Containerschiffe sicher auf den Weltmeeren unterwegs sind. Mehr als 650 Schiffe sind bereits live mit unseren globalen maritimen Einsatzzentralen vernetzt, um zu jedem Zeitpunkt die sicherste und effizienteste Route zu wählen. Das spart Treibstoff und Kosten und schont unsere Umwelt. Willkommen in einem neuen Zeitalter der Schifffahrt. abb.com/future



ABB



VIP-Gala-Vorstellung

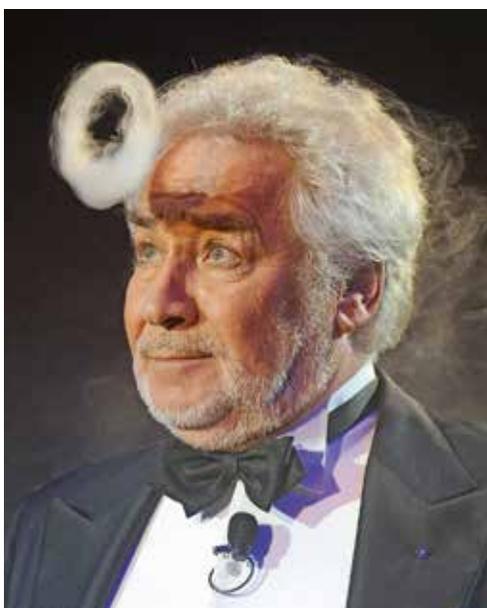
Conelli 2016: «Just Amazing»

Erleben Sie die legendäre Gala-Vorstellung des original Schweizer Weihnachtscircus Conelli am 5. Dezember mit exklusivem 4-Gang-Menü und einem privaten Manegen-Apéro.

Advent, Advent! Was wäre Zürich ohne die Weihnachtsbeleuchtung an der Bahnhofstrasse und ohne das romantisch funkelnde Conelli-Zelt auf dem Bauschänzli? Geboten wird auch dieses Jahr das Beste, was es auf der Welt zurzeit zu sehen gibt.

Das neue Programm «Just Amazing» verzaubert das Publikum mit einem einmaligen Show-Feuerwerk aus Top-Akrobatik, Poesie, herzhafter Komik und musikalischen Leckerbissen. Eine Weltpremiere ist der noch nie zuvor präsentierte Vierfachsalto am russischen Barren. Und ein letztes Mal gibt sich Charly Borra die Ehre, der ungekrönte König der Taschendiebe.

Vom 17. November bis 31. Dezember 2016 auf dem Bauschänzli, Stadthausquai beim Bürkliplatz, Zürich. Täglich zwei Vorstellungen.



Weltwoche-Spezialangebot

Montag, 5. Dezember 2016:
Gala-Abend «Just Amazing» mit exquisitem 4-Gang-Menü.

VIP-Manegen-Apéro um 17.30 Uhr

Leistungen:

- Apéro mit Perrier-Jouët-Champagner
- Fingerfood von Candrian Catering
- Gala-Vorstellung mit 4-Gang-Menü
- Gästegarderobe

Bedingungen:

Dieses Angebot gilt nur für Weltwoche-Abonnenten. Bitte Kundennummer angeben.

Kosten:

Fr. 239.– pro Person, exkl. Getränke

Reservation:

Tel. 079 407 45 65 oder office@circus-conelli.ch
(Vorverkauf Circus-Vorstellungen ohne Essen:
Tel. 044 212 33 33)

Veranstalter:

Circus Conelli, Conny-Land AG
8564 Lipperswil
www.weltwoche.ch/platinclub
www.circus-conelli.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Will er wirklich Präsident werden? Oder arbeitet er nur an der Steigerung seines Marktwerts? Es gibt keine These, die nicht zu Donald Trump formuliert worden wäre. In unserer Titelstory widmen wir uns nach der ersten TV-Debatte ausführlich dem amerikanischen Antipolitiker, der für eine Zeiterscheinung steht, die auch in anderen Ländern zu beobachten ist. In zahlreichen Demokratien des Westens wächst der Überdruß. Immer mehr Leute haben die Nase voll von der etablierten Politik. Ist das gut? Oder gefährlich? **Seite 22–29**

Exklusiv für die *Weltwoche* hat der brillante Schriftsteller und Historiker Philip Mansel die bewegende Geschichte der heute zerstörten Stadt Aleppo verfasst. Der renommierte Oxford-Absolvent zeichnet nach, wie die blühende Handelsmetropole in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. **Seite 50**



Mafia und andere Fragen: Matussek, Saviano.

Unser Kollege Matthias Matussek traf in Potsdam den italienischen Mafiakritiker und Bestsellerautor Roberto Saviano zum grossen Gespräch. Unser Auslandsredaktor Wolfgang Koydl befragte auf Rhodos den tschechischen Präsidenten Milos Zeman, der sein Land entislamisieren will – unter dem Beifall der Bevölkerung. **Seite 66 und 54**

Das lächerlich geringe Strafmass für den vom Bundesstrafgericht verurteilten Dieter Behring zeigt vor allem eines: Je länger ein Verfahren dauert, desto geringer fällt die Strafe aus. Beim «Madoff von Basel» dauerte es zwölf Jahre von der Verhaftung bis zum Urteilsspruch. Christoph Mörgeli zeigt, wie gefährlich schlampende Staatsanwälte für unsere Rechtsgemeinschaft sind und warum sie gegen das Gesetz verstossen. **Seite 40**

3,9 Kilometer Schwimmen, 180,2 Kilometer Radfahren, 42,2 Kilometer Laufen: Am 8. Oktober findet die Ironman-WM auf Hawaii statt. Triathlon ist gnadenlos hart. Umso erstaunlicher, dass er auch als Breitensport boomt – sogar bei Frauen. **Seite 78**



Neu in der Chefredaktion: René Zeller.

In eigener Sache: Mit dieser Ausgabe beginnt René Zeller, 53, seine Tätigkeit für die *Weltwoche*. Der renommierte Journalist war seit über zwanzig Jahren bei der NZZ in unterschiedlichen Funktionen tätig, zuletzt als stellvertretender Chefredaktor und Inlandchef. Er wird die *Weltwoche* als Leiter Bundespolitik und Mitglied der Chefredaktion verstärken. Der Historiker und Buchautor verfügt über eine grosse Erfahrung im Bundeshaus und in der schweizerischen Innenpolitik. Er ist einer der führenden liberalen Publizisten im Land. Wir heissen den neuen Kollegen herzlich willkommen und wünschen ihm viel Erfolg. Einen personellen Wechsel gibt es auch in der Kreativabteilung: Daniel Eggspühler rückt zum Art-Director auf und übernimmt im Zuge einer Restrukturierung auch die Leitung der Bildredaktion. Der bisherige Bildchef Nathan Beck wird sich nach vollendeter Aufbauarbeit neu auf die Covergestaltung und die Betreuung der Illustratoren konzentrieren. Selbstverständlich wird der herausragende Fotograf auch mit seinen Bildern präsent bleiben. Wir danken Nathan Beck herzlich für seine hervorragende Arbeit als Leiter der Bildredaktion und, neben vielem anderem, auch für die von ihm lancierte Neugestaltung des Covers. *Ihre Weltwoche*

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler,
Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



AVENGER
★
HURRICANE

Chronograf der Superlative. Gehäuse mit 50 mm Durchmesser in Breitlight®. **Exklusives**
Manufakturkaliber B12 mit militärischer 24-Stunden-Anzeige. Offiziell Chronometer-zertifiziert.

AVIENGIER



URRICANIE

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



Unsichere Renten. Betrifft Sie das?

Der BVG-Umwandlungssatz ist unter Druck – er ist höher, als es die Märkte erlauben. Ihre Rente wird sinken.

Planen Sie Ihre Vorsorge mit uns.

i

Entdecken Sie mehr auf
NOTENSTEIN-LAROCHE.CH
oder im persönlichen Dialog.



NOTENSTEIN
LA ROCHE

PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENF LAUSANNE LOCARNO LUGANO
LUZERN OLTEN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH

Trump

Hat Amerika die Wahl zwischen Pest und Cholera?

Von Roger Köppel

Der US-Wahlkampf zwischen Hillary Clinton und Donald Trump schleudert in die entscheidende Phase. Es ist ein Irrtum zu glauben, Trump habe – trotz peinlichen Aussetzern und Tiefschlägen – die erste TV-Debatte klar verloren. Hillary gab die Musterschülerin brillant. Jede ihrer Aussagen und Bewegungen wirkte locker und perfekt wie einstudiert. Trump war nicht so schlecht, wie die Medien schrieben, aber er stand öfters neben den Schuhen. Wahrscheinlich spielt es keine Rolle. Es war, wie wenn auf einer Bühne eine Geigerin gegen einen Boxer antritt. Die Geigerin spielte viel besser Geige als der Boxer, aber was nützt das, wenn die Leute keine Geigerin, sondern einen Boxer wollen?

Wer ist Trump? Was muss man von ihm halten? Die Hasstiraden der Medien gegen den aufschneiderischen Immobilienmogul sind amüsant. Die *New York Times* dreht seit Monaten durch, wenn sie sich mit Trump beschäftigt. Das ist keine Berichterstattung mehr, das sind publizistische Attentate. Sie zielen darauf ab, tagaus, tagein die politische Existenz des erstaunlich erfolgreichen Kandidaten zu vernichten. Bis jetzt vergeblich. Je mehr sie schiessen, desto stärker machen sie ihn.

Nimmt man die berserkernde Hochnäsigkeit dieser linken Medien- und Intellektuellen-Zitadelle in New York als eine Art Fiebermesser ernst, muss die Verzweiflung unter den Trump-Gegnern gewaltig sein. Sie wissen natürlich, dass sie ihm mit ihren virtuosen Beleidigungen laufend neue Sympathisanten zutreiben, doch diese Erkenntnis macht sie nur noch wütender, so dass sich ihr Hass auf Trump inzwischen fast gegenstandslos aus sich selbst heraus befeuert.

Dabei ist Trump für die Medien ein Geschenk des Himmels. Er ist ein fantastischer Kandidat. Sie müssten beten für seinen Erfolg im November. Seine Unberechenbarkeit verlangt nach permanenter Deutung und Einordnung. Als Präsident würde er sich wohl etwas zurücknehmen, aber seine aberwitzigen Tweets und Einsichten, zum Beispiel seine philosophische Beobachtung, dass nur Dicke Diät-Cola trinken, würden die Auflagen nach oben peitschen. Ob er die USA «great» machen könnte, ist unsicher, aber der Unterhaltungswert der Supermacht stiege garantiert.

Seine Kritiker sagen, Trump lüge und habe keine Ahnung von Politik. Wahrscheinlich haben sie recht. Nur klingen bei Trump selbst



«Selbst Trumps Lügen klingen ehrlicher.»

die Lügen ehrlicher als die hochgestochenen Pseudowahrheiten seiner Konkurrentin Clinton. Trump ist wie ein erwachsenes Kind. Er prahlt und blufft und bläht sich auf. Als er am Ende des Fernsehduells nicht mehr weiterwusste, plapperte er irgendetwas, um dann trotzig beim Eigenlob zu landen, er habe ein «viel besseres Temperament» als Hillary. Es war wie unter Primarschülern beim Weitpinkelwettbewerb.

Das Interessante ist: Das alles scheint dem Kandidaten Trump nichts anzuhaben. Die Leute strömen ihm zu. Sie jubeln und lachen, wenn er auf Hillarys Vorwurf, er zahle kaum Steuern, dazwischenruft: «Ich bin eben smart!» Dass sie ihm jetzt einen Strick daraus drehen können,

dass er wegen seines Fastbankrotts und hoher Schulden in den neunziger Jahren wie die Schweizer Grossbanken nach der Finanzkrise eine Zeitlang gar keine Steuern zahlte, halte ich für unwahrscheinlich. Selbst wenn es stimmt, hat Trump mehr Arbeitsplätze geschaffen als die lebenslange Berufspolitikerin Hillary, die auf dem freien Markt noch keinen Bleistift verkaufte. Boxer gegen Geigerin: Trump ist der Antipolitiker, der den Überdross gegen das Establishment verkörpert.

Die Behauptung, Trump habe kein Programm, ist übrigens falsch. Es fällt zwar schwer, aus dem Knäuel seiner Äusserungen und Ausfälligkeiten einen widerspruchsfreien Plan zu fädeln, doch wesentliche Punkte kommen heraus. Trump will die Steuern senken. Er will den Staat deregulieren und ihn auf Kernfunktionen – «law and order» – herunterfahren. Die Armee soll gestärkt, aber nicht als Gratis-Weltpolizist für alle verheizt werden. Trump stellt die nationalen Interessen in den Mittelpunkt: «America First» statt ruinösen Internationalismus. Trump ist das amerikanische Gegenstück zum russischen Muskelpräsidenten Putin. Die beiden mögen sich wie zwei Gladiatoren, die darauf lauern, dem andern in der Arena die Kehle durchzuschneiden.

Müsste uns ein Präsident Trump Sorgen machen? Aber sicher. Ebenso wie Hillary. Jeder Präsident einer waffenstarrten Supermacht muss den Bürgern eines Kleinstaats wenn nicht Angst, so doch fundierte Skepsis bereiten. Wir Schweizer durchschauen, weltoffen und *gschpürig*, wie wir sind, dass gerade die Amerikaner, die sich so viele Verdienste um die Sicherung von Frieden, Wohlstand und Demokratie erworben haben – dass gerade diese Amerikaner wie alle Idealisten auch ein staunenswertes Talent für Heuchelei besitzen.

Es waren die Amerikaner, die unter gütiger Mithilfe einer früheren Bundesrätin unser Bankgeheimnis zertrümmerten, um jetzt ihrerseits als globale Schwarzgeldoase Kunden anzuwerben in der Schweiz. Der Übergang vom Saubermann zum Gauner ist fliessend. Ein Präsident Trump würde daran – «America First» – wohl kaum etwas ändern. Sein Nationalismus allerdings wäre ehrlicher. Hillary steht wie Obama für ein Amerika, das seine natürliche Selbstsucht hinter scheinheiligen Phrasen der Moral versteckt.

Für viele ist die Wahl zwischen Trump und Hillary eine Entscheidung zwischen Pest und Cholera. Vielleicht sollte man es etwas tiefer hängen. Egal, wer das Rennen macht: Die USA sind eine gefestigte Demokratie. Clinton würde den Job kaum schlechter machen als Bush oder Obama. Der zählebige Geschäftsmann Trump, der auch schon untendurch musste, wäre nicht der Teufel, den die Medien aus ihm machen. Erfreulich ist, aber auch beunruhigend, dass einer, der den Politbetrieb derart zerzaust, überhaupt so weit nach vorne kommen konnte.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Film ab: Stone, Schildknecht. Seite 18



Toleranz gegen Terrorismus: Aleppo. Seite 50



Ohne Pardon: Pascale Baeriswyl. Seite 36



Senkrechtstarterin: Miranda Ademaj. Seite 48

Kommentare & Analysen

- 9 **Editorial**
- 15 **Kommentar** Parteisoldat Berset
- 15 **Im Auge** Papst Franziskus, Emigrantenkind
- 16 **Ungarn** Orbáns Erfolg
- 16 **Bundesrat** Leuthard kaufte sie alle
- 17 **Armee** Der weinende General
- 17 **Kolumbien** Uribes Wunder
- 18 **«Hugh Grant war total begeistert»**
Nadja Schildknecht sagt, wie man Stars in die Schweiz holt
- 20 **Personenkontrolle** Behring, Fetz, Ban Ki Moon etc.
- 21 **Nachruf** Schimon Peres
- 22 **Kann man diesem Mann trauen?**
Donald Trump: Zweifel an der Eignung fürs höchste Amt
- 25 **Fieberkurve** Trumps wilde Woche
- 26 **Frauen** Trumps Wahlkampf-Managerin Kellyanne Conway
- 27 **Geschichte** Die Unwählbaren
- 28 **Anti-Politiker** Donald Trump, Beppe Grillo, Geert Wilders
- 30 **Die Deutschen** Neuer Islam
- 30 **Wirtschaft** Kündigung der Bilateralen
- 31 **Ausland** Der Brexit-Fahrplan steht
- 32 **Mörgeli** Hollywood Boulevard, Ringier Boulevard
- 32 **Bodenmann** Schnee- und Gletschersterben
- 33 **Medien** Der Mythos des Duells
- 33 **Gesellschaft** Kopfhörer
- 34 **Darf man das? / Leserbrief**

Hintergrund

- 36 **Burkhalters linke Flanke**
Pascale Baeriswyl, die neue Staatssekretärin im EDA
- 38 **Von Beton und Bettwanzen**
Der grosse Sessions-Check
- 40 **Von wegen kurzer Prozess**
Prozesse wie im Fall Dieter Behring sind eine Zumutung
- 42 **Politik** Spiel mit dem Feuer
- 43 **Basel** Türkische Verwicklungen
- 44 **Der Burka-Jäger aus Gretzenbach**
Walter Wobmann wagt sich an riskante Themen
- 46 **Weder Papst noch Bischof**
Christophe Darbellays Bettgeschichte wird zur Randnotiz
- 48 **Charmante Heuschrecke**
Senkrechtstarterin Miranda Ademaj, 32
- 50 **Warnung an die Welt**
Der Niedergang der syrischen Handelsstadt Aleppo
- 53 **Amerika** Witwe gegen König
- 54 **Dröhnendes Echo**
Tschechiens Präsident Milos Zeman will den Islam bekämpfen
- 55 **Konferenzen** Dominique Strauss-Kahns Comeback
- 56 **Im Herzen der Finsternis**
Besuch im illegalen Flüchtlingslager in Calais
- 59 **Brief aus Berlin** Schock und Perspektive



Ungelöste Fragen: Autor Wolfe. Seite 62

Literatur

62 Kampfspuren auf weissem Anzug

Tom Wolfe legte sich immer wieder mit Popanzen aus Kultur und Wissenschaft an. In seinem neuen Buch schlägt er seine vielleicht letzte Schlacht

60 Ikone der Woche Kim Kardashian West

62 Bestseller

65 Klassiker Thomas Hürlimanns «Fräulein Stark»

66 «Ich lebe noch!»

Gespräch mit Mafia-Kritiker Roberto Saviano

68 Literatur Bodo Kirchhoffs Novelle «Widerfahrnis»

69 Stars Biografie des deutschen Sängers Heino

71 Abenteuer Jack London führte das Leben eines Berserkers

72 Wissenschaft «Das Wetter-Experiment» des britischen Autors Peter Moore

73 Deutsch Alles Meier?

74 Top 10

74 Kino «Snowden»

75 Jazz Count Basie & His Atomic Band

76 Namen Beflügelte Stimmung

77 Hochzeit Désirée Müller und Patrick Zurkirchen

77 Thiel Argumente

78 Quäl dich!

Was bringt vernünftige Menschen mittleren Alters zum Triathlon?

80 Wein Palari Rosso del Soprano 2011

80 Zu Tisch Gasthaus Krone, Speicher

81 Auto Maserati Levante S

82 MvH trifft Hans Feurer, Modefotograf

Autoren in dieser Ausgabe

Nicholas Farrell



Der bekannte Autor des britischen *Spectator* lebt seit 1996 mit seiner Familie im italienischen Forlì. Für seine Reportage

besuchte er den berüchtigten «Dschungel», das illegale Flüchtlingslager auf dem Gelände einer ehemaligen Mülldeponie in Calais. Seite 56

Philip Mansel



Der renommierte Historiker ist Fellow der Royal Historical Society in London. Er beschreibt den rasanten Niedergang der einst blühenden

und toleranten syrischen Handelsstadt Aleppo hin zu einem der verheerendsten Kriegsschauplätze der Welt. Seite 50

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



90 YEARS CELEBRATION

FEIERN SIE MIT UND SICHERN SIE DEN EXKLUSIVEN CELEBRATION



CELEBRATION BONUS
CHF 20'090.-



CELEBRATION BONUS
CHF 3'090.-



CELEBRATION BONUS
CHF 8'090.-

Am 26. Oktober 1926 begegneten sich Emil Frey und William Lyons an der Motorradausstellung in London. Eine angeregte Unterhaltung mündete am letzten Ausstellungstag in einem Handschlagvertrag. Emil Frey wurde der weltweit erste Export-Handelspartner von William Lyons, dem Gründer von JAGUAR. Diese erfolgreiche und einzigartige Partnerschaft, die vor 90 Jahren begann, dauert bis heute an und soll gefeiert werden.

Profitieren Sie jetzt von einem sensationellen 90 Years Celebration Bonus. Bei einem Vertragsabschluss vom 8. September 2016 bis und mit 31. März 2017 für einen JAGUAR-Neuwagen profitieren Sie von kostenlosen Ausstattungsoptionen (inklusive Winterrädern) im Wert von CHF 3'090.- bis CHF 20'090.-, je nach Modellreihe.

Besuchen Sie Ihren JAGUAR-Fachmann für eine Probefahrt in Ihrem Wunsch-JAGUAR und fragen Sie nach dem Celebration Bonus.

jaguar.ch

THE ART OF PERFORMANCE

Celebration Bonus: Frei wählbare kostenlose Zusatzausstattung bei Neukauf im Wert von CHF 20'090.- für XJ, CHF 3'090.- für F-PACE, CHF 8'090.- für XF, CHF 7'090.- für XE, CHF 12'090.- für F-TYPE (Sondermodell F-TYPE P340 ist von diesem Angebot ausgeschlossen). Gültig für Vertragsabschlüsse und Immatrikulationen vom 8.9.2016 bis 31.3.2017 in der Schweiz.

SICH BONUS.



CELEBRATION BONUS
CHF 7'090.-

CELEBRATION BONUS
CHF 12'090.-

  **90 YEARS**  
CELEBRATION JAGUAR

**4x4 FÜR ALLE
MODELLREIHEN
ERHÄLTICH**

Jeder JAGUAR steht für Stil, Innovation und Performance. Diese wird besonders durch den intelligenten Allradantrieb noch intensiver spürbar. Darum sind erstmals in der ruhmreichen Geschichte von JAGUAR sämtliche Modellreihen auch als 4x4 erhältlich.

Wirtschaft to go!

Egal wo, egal wann.

Ihr Digital-Abo der HANDELSZEITUNG unter
www.handelszeitung.ch/abo

Handelszeitung
Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft

Parteisoldat Berset

Von René Zeller — Sozialminister Alain Berset gibt vor, in der Rentenreform als Brückenbauer zwischen links und rechts zu wirken. Das trifft nicht zu.



Parlamentarische Totengräberei: Alain Berset.

Seit vier Jahren zieht Bundesrat Alain Berset als Apostel der Konkordanz durchs Land. Die vom Sozialminister angestossene Rentenreform 2020 erfordere Kompromissbereitschaft hüben und drüben, predigt er unablässig. Das ist prinzipiell richtig. Denn alle wissen, dass die von demografischen Fakten geplagte Altersvorsorge ohne Korrekturen dem Bankrott entgegenschlittert. Es kommt nur schon einer herkulischen Aufgabe gleich, das bestehende Rentenniveau zu sichern. Wer gar einen Ausbau fordert, fährt unser Vororgesystem an die Wand.

Vornehme Zurückhaltung

Offenkundig hat der SP-Mann Berset aber ein verqueres Verständnis davon, wie Kompromisse anzupeilen sind. Es begann damit, dass er vorgab, der Bundesrat habe mit seinem Reformpaket den goldenen Mittelweg bereits gefunden. Die Linke hielt imperativ dagegen, indem Gewerkschaften, SP und Grüne mit der Volksinitiative «AHV plus» einen unverantwortlichen Ausbau der ersten Säule forderten. Man hätte von Berset erwarten dürfen, dass er mit seinen Genossen Tacheles reden würde, zumal die Initiative seiner Reformvorlage diametral zuwiderlief. Doch Alain Berset hielt sich im Abstimmungskampf vornehm zurück. So oblag es den

bürgerlichen Parteien, den Frontalangriff von links auf die Rentenreform am 25. September mit Volkes Hilfe an der Urne abzuschmettern.

Was hat Alain Berset seither getan? Schon am Abstimmungssonntag schoss er sich auf jene Parteien ein, die soeben seine Rentenreform gerettet hatten. Verantwortungslose bürgerliche Kreise seien drauf und dran, sich vom Kompromisskurs des Bundesrats zu verabschieden. Was Berset meinte: Verantwortungsvoller wäre es, wenn der Nationalrat auf die im Ständerat mit aktiver Hilfe der SP geschmiedete Lösung einschwenken würde.

Auf dem linken Auge blind

Nun muss man wissen, dass Bersets Genossen in der Kleinen Kammer die dort konstruierte Lösung nur halbbatzig mitgetragen haben. Sowohl zur Erhöhung des Frauenrentenalters als auch zur Senkung des Umwandlungssatzes in der beruflichen Vorsorge sagte die ständerätliche SP-Deputation mehrheitlich nein. Diese beiden tragenden Pfeiler von Bersets Kompromisslösung sind auch im Nationalrat zur Linken nicht gestützt worden.

Am Fundamentalwiderstand, mit dem die Linke die Rentenreform 2020 sekundiert, stört sich Genosse Berset weiterhin nicht. Stattdessen schießt er – einem Parteisoldaten gleich und im Gleichschritt mit SP-Präsident Christian Levrat – aus allen Rohren gegen die bürgerlichen Parteien. Er unterstellt den Abstimmungssiegern vom 25. September, die der unverantwortlichen Initiative «AHV plus» eine Abfuhr erteilten haben, sie würden dreisten parlamentarischen Hokuspokus betreiben. Mehrheitsentscheide des Nationalrats hat er in der Ratsdebatte und auch in Interviews als parlamentarische Totengräberei diskreditiert.

Die Unverfrorenheit, mit der Bundesrat Berset die Arbeit der gesetzgebenden Behörde rüffelt, ist unschweizerisch. Gleichzeitig erstaunt, wie dienstfertig er das sozialpolitische Powerplay von links sekundiert. Bersets Aufgabe wäre es eigentlich, seine Parteifreunde daran zu erinnern, dass mit Referendumsdrohungen gegen die dringliche Rentenreform nichts gewonnen ist. Der Sozialminister mahnt richtigerweise, eine gedeihliche Zukunft der Altersvorsorge bedinge Kompromissbereitschaft auf allen Seiten. Das würde aber erfordern, dass er sich auf dem linken Auge nicht blind stellt.

Schiff verpasst



Papst Franziskus, Emigrantenkind.

Ist es Glück, göttliche Vorsehung, Zufall, dass ein Emigrantenkind später Papst wird? Giovanni Bergoglio aus dem Piemonteser Nest Bricco Marmorito buchte auf der «Principessa Mafalda» für sich, seine Frau Rosa und den Sohn Mario eine Passage Genua–Buenos Aires einfach. Argentinien war damals eines der reichsten Länder der Welt. Die Familie wollte auswandern, aber weil sie es nicht schaffte, ihren kleinen Besitz rechtzeitig zu verkaufen, lief der Dampfer ohne sie aus. Die «Principessa Mafalda» befand sich im Dauereinsatz auf der Argentinienroute, überladen mit Emigranten; damals flüchteten die Verzweifelten aus Europa in die Neue Welt. Rund vierzig Prozent der Einwohner Argentiniens haben italienische Wurzeln, daran erinnern Namen wie Madonna, Messi und der Name des Staatspräsidenten Macri. Am 25. Oktober 1927 versank dieser Seelenverkäufer, der kaum noch gewartet wurde, achtzig Meilen vor der brasilianischen Küste, nachdem er die Schiffsschraube verloren hatte. 600 Menschen ertranken, darunter auch viele blinde Passagiere aus Syrien.

Die glücklich verschonten Bergoglio traten die grosse Reise zwei Jahre später mit der «Julio Cesar» an. Sie waren jedoch, wie gegenwärtig eine Ausstellung in Genua dokumentiert, keine Armutsflüchtlinge. Sie sahen einfach eine bessere Zukunft in Paranà, wo ihre Verwandten bereits ein Baugeschäft hatten. Der Clan bewohnte das Haus mit dem ersten Lift in der Stadt, jede Familie ihr eigenes Stockwerk. Doch in der Weltwirtschaftskrise ging die Firma bankrott. Die Bergoglio suchten ihr Glück in Buenos Aires, und der junge Eisenbahner Mario verliebte sich in Regina Maria Sivori, ein junges Mädchen aus italienischer Familie. Die beiden heirateten im Dezember 1935, und vor bald achtzig Jahren erblickte ihr Sohn Jorge Mario das Licht der Welt, die ihn als Papst Franziskus kennenlernte. Sein erstes Geld verdiente er als Putzmann und Rausschmeisser, und mit 21 wurde ihm ein halber Lungenflügel entfernt. Er überlebte und erzählt manchmal Witze im Dialekt seiner Vorfahren. Peter Hartmann

Orbán's Erfolg

Von Boris Kálnoky — Ungarns Premier Viktor Orbán kann sich trotz seiner Niederlage freuen.

Ungarns Referendum über, genauer gesagt gegen EU-Flüchtlingsquoten hielt ganz Europa in aufgeregter Spannung, und als es am Sonntag an zu geringer Beteiligung scheiterte, war der Jubel in den Medien gross. Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán «rief, aber niemand kam», so ungefähr war der Tenor in der internationalen Presse.

43 Prozent der Wähler waren zu den Urnen gegangen, und sieben Prozent hatten «kreativ ungültige», also vollgekritzelte, bemalte, zerrissene oder ausführlich kommentierte Wahlzettel abgegeben. In Budapest waren es sogar mehr als zehn Prozent. Der eine Wahlsieger war damit eine Witzpartei, die «Partei der doppel-schwänzigen Hunde», die zu der Aktion aufgerufen hatte. Das allein zeigt, dass es in Ungarn Raum gibt für eine neue, eher liberale und linke Partei.

«Ein sehr gutes Ergebnis»

Die beiden chronisch zerstrittenen Linksparteien, die Sozialisten und die von ihnen abgespaltene Demokratische Koalition, hatten zum Boykott aufgerufen und feierten die geringe Wahlbeteiligung als ihren grossen Triumph.

Der entscheidende Faktor war aber das doppelte Spiel der rechten Jobbik-Partei, der zweitstärksten im Land. Sie lehnt die Ansiedlung von Flüchtlingen heftig ab, aber um Orbán ins Messer laufen zu lassen, hielt die Parteiführung die Basis zurück. Im Vertrauen darauf, dass das Referendum deswegen scheitern werde, forderte Parteichef Gábor Vona schon im Vorfeld Orbán's Rücktritt, sollte er verlieren.

Er hat aber bei näherem Hinsehen gar nicht verloren. 3,3 Millionen Wähler stimmten in seinem Sinne, eine Million mehr als bei den Wahlen 2014. Es sind auch mehr, als im Jahr 2003 für den Beitritt zur EU votierten. Péter Krekó vom eher linken Think-Tank Political Capital nannte es anerkennend «ein sehr gutes Ergebnis für Orbán». Eine Blitzanalyse der Denkfabrik trug den frappierenden Titel «Pyrrhische Niederlage».

Orbán muss sich also vorerst keine Sorgen machen und will nun sogar die Verfassung ändern. Nur das ungarische Parlament, nicht die EU soll bestimmen dürfen, «mit wem die Ungarn zusammenleben wollen», sagte er. Damit sucht er weiter Streit mit der EU und will das für ihn innenpolitisch segensreiche Thema Flüchtlingskrise wohl bis zu den Wahlen 2018 strecken.

Leuthard kaufte sie alle

Von Markus Schär — Die SVP fragt sich, ob sie für eine Abstimmung über die Energiestrategie kämpfen soll. Das ist keine Frage: Sie muss!

Ist dieses Referendum zu gewinnen? Die Spitze der SVP fragt sich, ob sie Unterschriften gegen die Energiestrategie 2050 sammeln soll, die das Parlament letzte Woche abgesegnet hat – fünfeinhalb Jahre nachdem der Bundesrat kopflos die Energiewende auf Schweizer Art beschloss. Die Parlamentarier der SVP lehnten die Monstervorlage zwar grossmehrheitlich ab, die Partei aber zögert noch. Sie zieht nur mit Unterstützung aus der Wirtschaft in den Kampf. Und noch vor der Schlussabstimmung bat Präsident Albert Rösti «die bürgerlichen Kräfte im Land», zusammen mit der SVP eine Volksabstimmung über die Energiepolitik der Zukunft zu ermöglichen.

Diese «bürgerlichen Kräfte» lassen allerdings die SVP allein im Subventionsregen stehen. Zwar stimmten dreizehn FDP-Nationalräte gegen die Energiewende, aber gleichentags gaben die Kantonalpräsidenten die Stillhalteparole aus. Und auch die Wirtschaft stellt sich taub. Economiesuisse zeigte sich schon vor der Schlussrunde im Parlament zufrieden. Und der Gewerbeverband rührt keinen Finger und gibt keinen Franken für ein Referendum. So bleibt nur das Netzwerk Alliance Energie, das auf jeden Fall kämpfen will.

Die SVP darf sich nicht fragen, ob sie diese Abstimmung gewinnen kann – sie muss sie erzwingen. Denn es geht um den höchsten Wert

für die Partei: den Willen des Volkes. Nicht einmal bei der Zuwanderung missachteten ihn die «Volksvertreter» so schamlos. Das Beispiel der Energiestrategie könnte in einem Lehrbuch der Politökonomie stehen wie «The Calculus of Consent» (das Kalkül des Konsenses), für das James M. Buchanan 1986 den Nobelpreis bekam. Der amerikanische Ökonom zerstörte als Erster die hehre Illusion vom Parlament als Volksvertretung: Die Politiker dienen nicht dem Wohl des Landes, sondern ihrer eigenen Karriere und dafür meist den besonderen Interessen ihrer Lobbys.

Die talentierte Politikerin Doris Leuthard zog ihr Kalkül knallhart durch. Nach dem Unglück in Fukushima im März 2011 konnte die CVP-Bundesrätin – wie ihr Vorbild Angela Merkel in Deutschland – auf dem Tsunami der Atomangst surfen. Das Volk, das sich ein halbes Jahrhundert lang immer für die Kernkraft ausgesprochen hatte, forderte angeblich gemäss Umfragen plötzlich den Ausstieg. Und die Grünen aller Parteien packten die Chance, den Subventionsstrom auf ihre *Wasserräddli* und *Solargärtli* zu lenken. Der eifrigste Einflüsterer der Bundesrätin, Nick Beglinger von Swissecleantech, sprach gar der ganzen Schweizer Wirtschaft, wie sie Economiesuisse vertritt, die Zukunft ab.

Das Volk kann das Geschacher stoppen

Der Atomausstieg ist aufgeschoben, Nick Beglinger verstummt. Und doch zeigen sich fast alle zufrieden – Doris Leuthard hat sich den Konsens kühl kalkulierend erkaufte. Den Grünen schüttet sie weiter die kostendeckende Einspeisevergütung aus, sogar noch üppiger. Die Gewerbler lockt sie mit Subventionen beim Sanieren von Altbauten. Economiesuisse stellte sie ruhig, indem sie die grossen Stromverbraucher schont und den grossen Wasserkraftwerken hilft, die gerade wegen der Energiewende nicht mehr rentieren. Und auch für die Bauern schaut so viel heraus, dass die SVP-Agrarier wie immer für ihren Eigennutz stimmten. Eine Vorlage à la Buchanan also: Die Lobbyisten schieben sich gegenseitig Vorteile zu – das Volk, das die Kosten dafür trägt, kann sich mangels Informationen und Organisation schlecht wehren.

Nur ein Land gibt ihm die Möglichkeit, das Geschacher der Politiker abzustellen. Was immer das Volk letztlich von dieser Energiewende hält, die gar keine ist: Die Schweizerische Volkspartei muss ihm die Gelegenheit dazu bieten.



Plan geht auf: Energieministerin Leuthard.

Der weinende General

Von Philipp Gut — Luftwaffenchef Aldo Schellenberg vergiesst Tränen vor laufender Kamera. Kann man mit einem solchen Militärführer in den Krieg ziehen?



Frage der Glaubwürdigkeit: Aldo Schellenberg.

Pressekonferenzen in der Bundesstadt sind meist eine eher trockene Angelegenheit. Nicht so am Freitag vergangener Woche. Luftwaffenchef Aldo Schellenberg tritt vor die Medien, um über den jüngsten Absturz mit Todesfolgen in der Schweizer Armee zu berichten. Ein Super-Puma-Helikopter ist auf dem Gotthard in eine Stromleitung geflogen, der Pilot und ein weiterer Armeeinghöriger starben. An der Medienkonferenz ringt Schellenberg mit seinen Gefühlen. Seine Augen sind feucht. In einem Interview mit dem Lokalsender Tele Bärn bricht er danach sogar regelrecht in Tränen aus. «Ich bin unendlich traurig», sagt er. «Und...» Dann bricht das Gespräch ab, Schellenberg kann nicht weiterreden.

Schützenhilfe von Parmelin

Die Tränen des Generals sind zum Politikum geworden. «Darf ein Luftwaffen-Chef weinen?», fragte der *Blick*. Die Antwort holte sich das handzahme Boulevard-Blatt bei Sicherheitspolitikern verschiedener Parteien. «Und von links bis rechts tönt es: Mega sympathisch.» Selbst Schellenbergs politischer Vorgesetzter, Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP), nimmt ihn in Schutz: «Ich verstehe die Emotionen vollkommen. Das Gegenteil hätte mich viel eher gestört», so Parmelin in den *Schaffhauser Nachrichten*.

Der Verteidigungsminister ist offenbar der Auffassung, der Luftwaffenchef habe in dieser Situation weinen müssen. Das ist – abgesehen davon, dass Schellenberg Parmelin in eine unmögliche Lage brachte, indem er ihn zwang,

ebenfalls öffentlich über seine öffentlichen Tränen zu reden – eine sonderbare Auffassung von militärischen Berufspflichten.

Im Dienstreglement der Schweizerischen Armee heisst es zum Stichwort «Disziplin»: «Das Erreichen der gesetzten Ziele setzt bei allen Angehörigen eines militärischen Verbandes diszipliniertes Verhalten voraus. Disziplin heisst: Der einzelne stellt seine persönlichen Interessen und Wünsche zugunsten des Ganzen zurück und gibt im Sinne des Auftrags sein Bestes.» Und zum Thema «Vorbild»: «Führung braucht Autorität. Diese erwächst den Vorgesetzten insbesondere aus ihrer fachlichen und persönlichen Glaubwürdigkeit.

Vorgesetzte führen in erster Linie durch ihr persönliches Vorbild. Sie leben Disziplin und Engagement vor und wirken dadurch erzieherisch auf ihre Unterstellten.»

Natürlich ist Schellenbergs Ausbruch nachvollziehbar. Auch Generäle dürfen, ja sollen menschliche Regungen haben. Aber gehört es wirklich zum Anforderungsprofil eines Luftwaffenchefs, an Pressternen in Tränen auszubrechen?

Sicher nicht. Gefühle zu haben und diese nicht mehr kontrollieren zu können, das sind zwei verschiedene Dinge – darüber surfen die Politiker, die Schellenbergs tränenreichen Auftritt «sympathisch» finden, oberflächlich und letztlich verantwortungslos hinweg.

Die Frage muss erlaubt sein – und auch die Vertreter ausländischer, potenziell feindlicher Armeen werden sie sich stellen: Kann man mit einem solchen Luftwaffenchef in den Krieg ziehen? Wie reagiert er, wenn nicht nur ein einzelner Helikopter verlorengelht, sondern seine halbe Flotte? Wie tritt er vor seine Leute, wenn ganze Städte bombardiert werden? Weint er dann nur noch?

Das mag maliziös, ja zynisch klingen, aber die Frage muss in dieser Deutlichkeit gestellt werden – gerade weil es um Menschenleben geht. Die militärischen Führungsorgane müssen in der Lage sein, unter schwierigsten Bedingungen zu funktionieren und auch im Pulverdampf kühlen Kopf zu bewahren. Ob Luftwaffenchef Schellenberg solchen Situationen gewachsen wäre, daran bestehen ernsthafte Zweifel.

Uribes Wunder

Von Florian Schwab — Nur knapp entging das Land einem Putsch im Namen des Friedens.

Das hauchdünne Nein der Kolumbianer zum Friedensabkommen mit den Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc) erscheint als ein Wunder. Umfragen hatten breiteste Zustimmung signalisiert, die Regierung hatte alle ihre Mittel für das Ja mobilisiert, und die internationale Gemeinschaft von Barack Obama über Ban Ki Moon bis zu Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) stimmte ein. Papst Franziskus beschimpfte die Nein-Anhänger noch Tage vor dem Urnengang als Kriegstreiber.

Wenn das Abstimmungsergebnis ein Wunder ist, steht hinter ihm der Name von Álvaro Uribe Vélez. Der Ex-Präsident hatte meisterhaft alle Gruppen zusammengezogen, denen der Vertrag nicht genehm war. Ohne Geld standen er und die Seinen einer erdrückenden Übermacht von «Regierungspropaganda» (NZZ) gegenüber. An einen Sieg glaubte Uribe zuletzt selbst nicht mehr.

Bei genauer Betrachtung trägt der Friedensvertrag die verderbliche Saat seiner Niederlage in sich. Er war schlicht unverdaulich, eine Art mühsam kaschierter Staatsputsch auf Samtpfoten: Die marxistische Guerilla hätte unabhängig von ihrem Stimmenanteil zu einer wichtigen Minderheit im kolumbianischen Parlament werden sollen. Dreissig Radiosender im ganzen Land sollten in den Dienst der neuen linksradikalen Partei gestellt werden. Der Präsident hätte weitreichende Vollmachten erhalten, um per Dekret fast alles zu tun, was er für den «Frieden» als sinnvoll erachtete.

Drakonische Sonderjustiz

Der Pfad für die Farc in wichtige politische Ämter war damit vorgezeichnet. Keiner von ihnen sollte auch nur mit einem Tag Gefängnis für Taten büssen, die vom Drogenhandel bis zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit reichen: Zwangsrekrutierung von Frauen und Kindern, erzwungene sexuelle Kontakte mit den Kommandanten, Zwangsabtreibungen. Standesrechtliche Erschiessung von jedem, der mit der Regierung sympathisierte. Diese Straffreiheit der Farc wurde kontrastiert durch das Gegenteil für ihre Gegner: Der Friedensvertrag sah die Schaffung einer drakonischen Sonderjustiz vor, welche Leuten nachstellen sollte, «die dem Paramilitarismus geholfen» haben.

Als sich Farc-Chef «Timochenko» im Jahr 2012 in Havanna an den Verhandlungstisch setzte, verbreitete er den alten Kommunisten-Schwur: «¡Venceremos!» Fast hätte er Wort gehalten.

«Hugh Grant war total begeistert»

Von Rico Bandle — Mit Fleiss und Leistung hat sich das Zürcher Filmfestival innert kurzer Zeit einen guten Namen gemacht. Der Aufmarsch der Hollywood-Prominenz ist gross, die Qualität der Filme hoch. Co-Gründerin Nadja Schildknecht erklärt, wie man die Stars pflegt und in die Schweiz holt.

Es ist Sonntag, der letzte Tag des Zurich Film Festival. Noch nie war so viel Hollywood-prominenz in Zürich, noch nie haben so viele Leute die Filmvorführungen besucht. Nadja Schildknecht, die zusammen mit Karl Spoerri das Festival leitet, wirkt nach den elf Festivaltagen mit 120 Empfängen, Partys und anderen Veranstaltungen müde, aber auch zufrieden. Der schönste Augenblick komme erst noch, sagt sie: Sie freue sich darauf, nach Festivalende auf dem Sechseläutenplatz eine Bratwurst zu essen und den Mitarbeitern beim Aufräumen zu helfen.

Das Festival geht einmal mehr mit einer Rekordzuschauerzahl zu Ende. Was waren für Sie die Höhepunkte?

Mich freut es einfach, wenn ich hier auf den Sechseläutenplatz komme und es herrscht eine gute Stimmung. Trotz schönem Wetter waren auch die Kinos voll. Die Begeisterung für das Festival hat man in der ganzen Stadt gespürt. Bei Daniel Radcliffe standen Hunderte von jungen Leuten am Teppich. Die Fans so glücklich zu sehen, war besonders.

In diesem Augenblick redet Radcliffe im Filmpodium über seine Zeit als Harry-Potter-Darsteller. Sie verpassen das, sind hier im Festivalzentrum, empfangen Gäste, sprechen mit dem Journalisten.

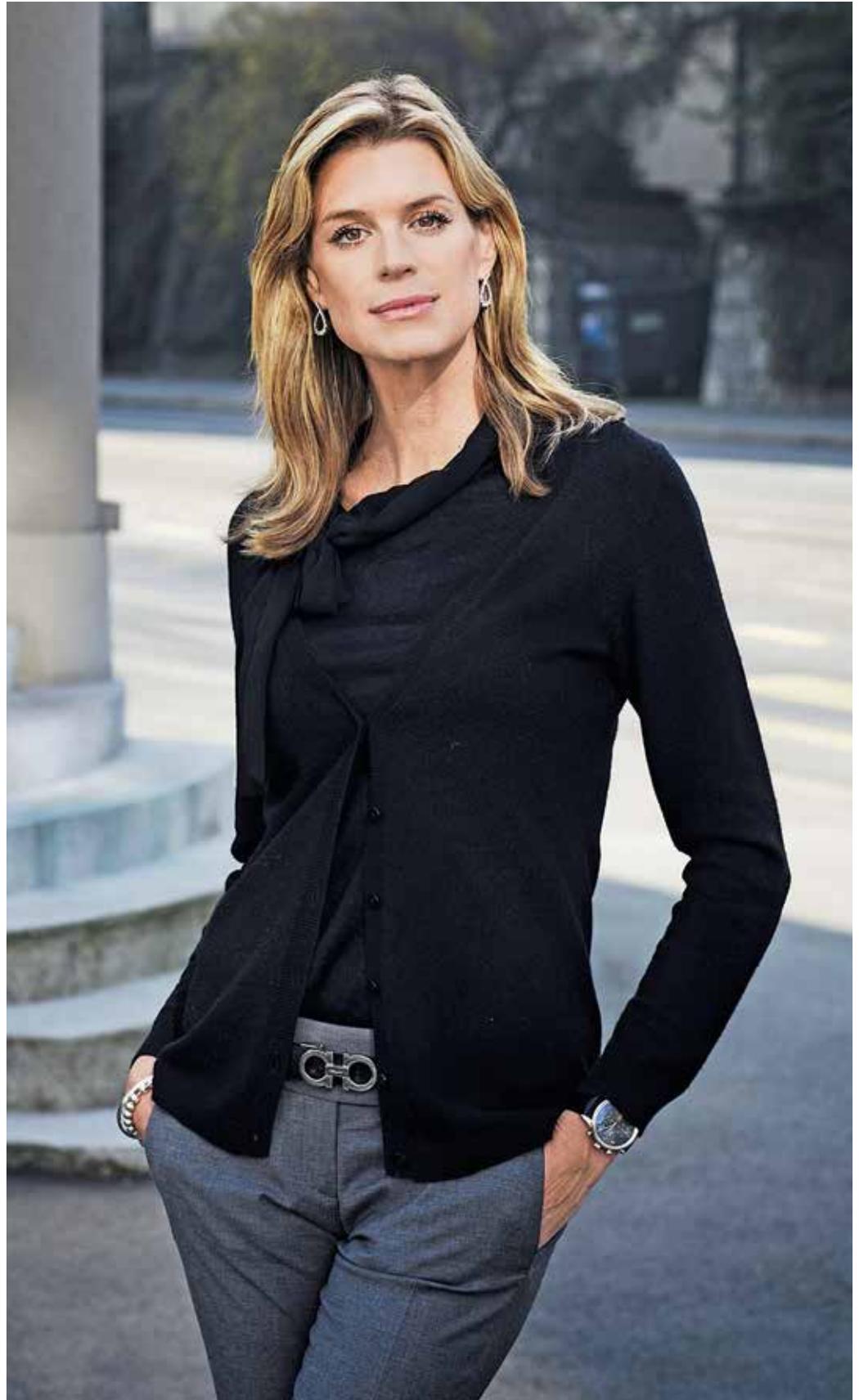
Ich war vorher noch dort und habe geschaut, dass alles gut läuft. Die Stimmung ist hervorragend, es hat Leute jeden Alters im Publikum. Ich bin überall und nirgends, das gehört zu meinen Aufgaben während des Festivals.

Die Schweiz steht nicht unbedingt für Glamour, unsere Zurückhaltung und die Buchhalter-Nötzli-Mentalität verhindern den ausgeprägten Starkult. Am Zurich Film Festival ist dies anders.

Am Teppich lassen die Fans ihrer Begeisterung freien Lauf. Ansonsten sind die Leute hier aber immer noch zurückhaltender als andernorts. Das schätzen die Stars, die auch mal einfach so am See spazieren gehen können. Die Leute bewahren hier einen gewissen Anstandsabstand, das ist ganz angenehm.

In der Kulturszene nahm man das Festival wegen des grünen Teppichs lange nicht ernst: Glamour und Kunst gehen hier für viele nicht zusammen.

Das stimmt, wir mussten hart um Anerkennung kämpfen. Der rote Teppich gehört aber



«Weinstein ist sehr charmant»: Festival-Chefin Schildknecht.

zum internationalen Standard, den wir von Anfang an liefern wollten. In den ersten Jahren hatten viele Schweizer noch Hemmungen, über den Teppich zu laufen. Vor allem Vertreter aus Wirtschaft und Politik. Das war man hier einfach nicht gewohnt. Lustigerweise hat sich das geändert, seit der Teppich bei uns nicht mehr rot, sondern grün ist.

Als Sie vor zwölf Jahren mit dem Festival begonnen haben, hat Ihnen kaum jemand Kredit gegeben. Heute kommen die Weltstars nach Zürich. Was macht den Erfolg aus?

Am wichtigsten ist, dass man an das glaubt, was man macht. Natürlich soll man offen sein für Inputs, sich aber nicht vom Weg abbringen lassen. Karl und ich haben enorm viel gearbeitet. Auch konnten wir in diesen zwölf Jahren Vertrauen in der Branche gewinnen, dies zahlt sich aus.

Nach drei Jahren stand das Festival trotzdem kurz vor der Pleite.

Wir hatten eine Vision und viel Leidenschaft, aber kaum Struktur. Das Unternehmen war rasant gewachsen, wir konnten fast nicht mithalten. So mussten wir nach ein paar Jahren noch einmal wie neu beginnen. Ich übernahm als Managing Director die Verantwortung für die Finanzen, den Event und das Marketing, Karl als Artistic Director war fortan mehr für das Programm und die Gäste zuständig. Trotzdem agieren wir noch als Team. Wir helfen einander, wo wir können, wir ergänzen uns perfekt.

Sie haben sich nicht mit einer kleinen Kulturveranstaltung zufriedengegeben, sondern wollten die Topstars nach Zürich bringen.

Das war nicht der Plan. Natürlich träumten wir davon, dass diese Leute zu uns kommen würden, aber mehr aus Spass.

Der Türöffner für die Topstars war Regisseur Oliver Stone.

Der erste grosse Gast war Stephen Frears. Oliver kam ein Jahr später, das war für uns ein riesiger Coup. Nach der Zusage flogen wir einen Tag nach Los Angeles, um ihn für ein Interview zu treffen. Ich dachte mir: «Wenn er uns mal kennenlernt, sagt er uns hoffentlich nicht einfach wieder ab.» Jetzt war er schon das vierte Mal bei uns. Dies zeigt das Vertrauen, das wir aufbauen konnten. Es ist immer eine Freude, ihn wiederzusehen.

Hilft er mit, andere Stars für einen Besuch in Zürich zu motivieren?

Nein, so eng ist der Kontakt nicht. Ob die Stars kommen, hängt vor allem davon ab, ob sie gerade einen Film zu bewerben haben. Es geht auch immer um Business, da muss man sich keine Illusionen machen. Aber natürlich hilft es, wenn ein Harvey Weinstein sagt, wir seien ein «nice festival», oder wenn Oliver Stone von Zürich schwärmt, aber das allein reicht nicht.

Sie sind bekannt dafür, Ihren Gästen sämtliche Wünsche zu erfüllen. Sie hätten John Travolta persönlich ein Tennisspiel um vier Uhr morgens ermöglicht.

Es war nicht vier, sondern zwei Uhr ... Um vier wollte er dann essen. Was viele nicht wissen: Das nächtliche Tennisspiel war nicht seinen Allüren geschuldet, Travolta wollte einfach einen Jetlag verhindern. Er ist Pilot, fliegt sein Flugzeug selbst, da darf man nicht durch die Zeitumstellung übermüdet sein.

Was waren dieses Jahr die aussergewöhnlichsten Wünsche?

Es war ziemlich unspektakulär: Hugh Grant ging am Abend in der Altstadt spazieren, er war total begeistert von der Stadt. Andere wollten am See Fahrrad fahren. Letztes Jahr gab es Leute, die bis um acht Uhr morgens an der Langstrasse im Ausgang waren, dieses Jahr war es diesbezüglich etwas ruhiger.

Man liest, es herrsche zwischen den Festivals ein Krieg um die Stars. Vor allem London gehe aggressiv gegen Zürich vor.

Grossbritannien ist ein grosser und wichtiger Markt. Die Schweiz ist im Vergleich unbedeutend. Wir müssen es also schaffen, im gesamten deutschsprachigen Raum wahrgenommen zu werden, damit wir – und nicht London – die Europapremiere erhalten. Denn wenn London die Premiere bekommt, bedeutet dies, dass wir den Film nicht zeigen können – das London Film Festival kommt nach uns.

Womit wird gekämpft? Mit Geld?

Es wird Druck ausgeübt. Im Stil von: «Wenn du Zürich bevorzugst, kannst du hier nie mehr eine grosse Premiere feiern.» Hinzu kommt, dass jenes von London als staatliches Festival tatsächlich über viel mehr Geld und Macht verfügt als wir.

Wie wehren Sie sich?

Mit Argumenten. Grundsätzlich gehen wir aber nicht auf Konfrontation, sondern setzen auf Kooperationen. Wir arbeiten zum Beispiel mit dem Filmfestival von San Sebastián zusammen, das gleichzeitig läuft. So können wir uns auch die Kosten teilen, welche für Stars anfallen. Ich rede nicht von Gagen, sondern von Reisekosten. Zum Beispiel konnten wir so den gesamten Cast des «Snowden»-Films in Zürich begrüßen. Man muss sehen: Wir haben bloss ein Budget von 7,2 Millionen Franken, Locarno hat eines von fast 13 Millionen, die Berlinale ein solches über 20 Millionen Euro.

Der Produzent Harvey Weinstein sei mit einer Entourage von siebzehn Leuten nach Zürich gekommen.

Das ist zum Glück falsch. Weinstein ist sehr charmant, aber auch sehr fordernd. An ihm kleben tatsächlich immer einige Assistenten, aber nicht siebzehn. Ein Daniel Radcliffe ist genau das Gegenteil. Er war unser «Held» in diesem Jahr: ein Topstar, aber sehr unkompliziert, witzig – und er nimmt sich sehr viel Zeit für seine Fans: Das finde ich wirklich sehr schön.

Das Zurich Film Festival finanziert sich in erster Linie durch Sponsoren. Sie gelten in diesem Bereich als äusserst erfolgreiche und geschickte Verhandlerin. Was ist Ihre Strategie?

Ich weiss genau, was ich möchte, gehe aber nie mit der Einstellung in die Verhandlung, dass es nur um das beste Resultat für mich geht. Ich kann hart sein, der Verhandlungspartner muss am Ende aber auch zufrieden sein. Wie weit man gehen kann, ist eine Frage des Feingefühls. Der Partner muss den Return of Investment spüren. Bei 140 Kooperationen ist es gar nicht so einfach, dass alle Parteien das Gefühl erhalten, sie hätten die Rosine verhandelt.

Sie haben einmal gesagt, eine attraktive Frau zu sein, sei eher ein Hindernis beim Verhandeln.

Habe ich dies? Dies ist mittlerweile überholt. Früher hat man mich in die Schublade «Model» gesteckt; dies ist längst nicht mehr der Fall. Auch bin ich mittlerweile 43 Jahre alt, seit zwölf Jahren in diesem Geschäft.

Stört es Sie, wenn Sie als Ex-Model bezeichnet werden?

Dass ich als Model sehr erfolgreich gearbeitet habe, war eine Bereicherung auf meinem Lebensweg. Für meine jetzige Tätigkeit ist es aber schlicht nicht mehr relevant, somit muss man es auch nicht immer erwähnen.

Ihr Mann Urs Rohner ist Präsident der Credit Suisse. Dass die Bank zu den Hauptsponsoren gehört, wird Ihnen oft angelastet.

Wer mir das vorwirft, hat vom Business keine Ahnung. Die Credit Suisse war bereits bei uns mit an Bord, bevor ich meinen Mann kennenlernte. Zudem verhandle ich mit der Marketing- oder Sponsoringabteilung, nicht mit dem Verwaltungsrat. Vor allem bieten wir einen messbaren Gegenwert, einen Return on Investment. Stiege die CS aus, würden wir eine andere Bank finden, welche Partner sein möchte. Die CS selbst passt aber sehr gut, und ich freue mich, dass sie seit dem ersten Jahr uns das Vertrauen schenkt.

Karl Spoerri und Sie haben dieses Jahr die Mehrheit am Zurich Film Festival der NZZ-Gruppe verkauft. Weshalb verkaufen Sie Ihr Lebenswerk? Am Geld kann es ja nicht liegen.

Wir wollten das Festival breiter abstützen. Es wäre sonst schwierig geworden, weiter zu wachsen. Das Festival bestreitet bloss 10 Prozent des Budgets mit Beiträgen der öffentlichen Hand; bei anderen sind es über 60 Prozent. Wir arbeiten seit mehreren Jahren bereits mit der NZZ zusammen, mit der gemeinsamen Filmzeitschrift *Frame*. Potenzial sehen wir vor allem noch in der Vermarktung, in diesem Bereich können wir auch unser grosses Know-how bei der NZZ einbringen. Vor allem geht es darum, langfristig die Zukunft des Festivals zu sichern.

Mehr zum Thema: Seite 32 und 76

Personenkontrolle

Behring, Fetz, Ban Ki Moon, Schneider-Ammann, Burkhalter Burkhalter, Clooney, Schwarz, Schellenberg, Parmelin, de Weck, Schawinski, Egerszegi, Villiger, Müller, Bruderer, Bally Frehner

Die Verurteilung des Financiers **Dieter Behring** durch das Bundesstrafgericht in Bellinzona vergangene Woche könnte auch Folgen haben für die Basler SP-Ständerätin **Anita Fetz**. Diese hatte von Behring im Wahlkampf 2003 eine Spende von 25 000 Franken bekommen. Wird sie das Geld, das von einem verurteilten Betrüger stammt, jetzt den Opfern von Behrings Finanzzaubereien zurückzahlen? Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt Fetz: «Ich stehe zu meinem vor über zehn Jahren gegebenen Wort und werde bei rechtskräftiger Verurteilung von Herrn Behring einen Betrag in entsprechender Höhe einer gemeinnützigen Organisation zukommen lassen.» (*gut*)

Auf seiner Abschiedstournee verzehrte Uno-Generalsekretär **Ban Ki Moon** am Dienstag mit dem Schweizer Bundespräsidenten **Johann Schneider-Ammann** (FDP) ein helvetisches Frühstück. Derweil schafft es das Auswärtige Departement weiterhin nicht, die Spekulationen um eine mögliche Kandidatur **Didier Burkhalters** (FDP) nachhaltig zu entkräften. «Die Frage stellt sich im Moment nicht», verlautet aus seinem Departement unverändert nebulös. Dabei wäre eine Kandidatur mindestens aus fraulicher Optik nicht abwegig. Erstens beliebt Gattin **Friedrun Burkhalter** gerne zu reisen. Zweitens ist Friedruns smarterer Gatte von Stilexpertinnen auch schon als **George Clooney** der Polit-Society geadelt worden. Allerdings hält sich eben auch das Gerücht, dass für die Nachfolge von Ban Ki Moon vorzugsweise eine Frau gesucht wird. (*rz*)

Derweil beweist Burkhalters Direktion für europäische Angelegenheiten ihre Propagandakünste. In einem Newsletter zitiert sie aus einem *Weltwoche*-Interview mit dem ehemaligen *Avenir-Suisse*-Chef **Gerhard Schwarz**: «Kurzfristig ist der Brexit für alle schlecht, für die EU, für Grossbritannien, auch für die Schweiz.» Den Lesern behalten Burkhalters PR-Schlingel die Fortsetzung allerdings vor. Schwarz wörtlich: «Mittelfristig weiss ich es aber einfach nicht. Mich ärgern all die überzeugten tönenden Katastrophenprognosen, das ist eine Anmassung von Wissen. Wirklich gra-



Gespandete Spende: SP-Ständerätin Anita Fetz.



Reiselust: Didier Burkhalter, Gattin Friedrun.



Gegen Schwarzmalerei: Gerhard Schwarz.



Goodwill-Tournee: SRG-Chef Roger de Weck.

vierende Folgen erwarte ich eigentlich eher nicht, zumal Grossbritannien sehr global orientiert ist.» In Tat und Wahrheit geisselt Schwarz also genau jene politisch motivierten Schwarzmalerei, zu denen auch Burkhalters Desinformations-Diplomaten gehören. (*gut*)

Die Luftwaffe unter ihrem Chef **Aldo Schellenberg** hat auch abgesehen von sich häufenden Abstürzen Probleme. Vergangene Woche konnte die ganze Staffel 11 in Meiringen nicht fliegen, weil nur eine Hornet zur Verfügung stand. Für einige Piloten gab's als Ersatzprogramm für die entgangenen Flugstunden, die sich am Minimum bewegen, eine Exkursion nach Thun zum Panzersimulator. «Die Luftwaffe läuft definitiv am Anschlag», kommentiert ein Pilot. Bleibt zu hoffen, dass die Alarmzeichen von der Basis auch bis zu Verteidigungsminister **Guy Parmelin** (SVP) vordringen. (*gut*)

Mit einer Broschüre «Für alle» will die SRG dem zahlenden Publikum zeigen, wofür sie steht: Wahlspruch und Erscheinungsbild sind (nicht ganz zufällig) dem Programm der SP abgeschaut. Auf seiner Goodwill-Tournee sprach SRG-Generaldirektor **Roger de Weck** nicht nur im hauseigenen Talk von **Roger Schawinski** vor, sondern lud anderntags auch die Bundeshausjournalisten zum Frühstück.

Unter den zwei Dutzend Teilnehmenden fanden sich allerdings nur fünf nicht von der SRG angestellte. Mit dem Vorwurf des Vertreters des Tessins konfrontiert, die SRG mache ihre Leistungen für das Land zu wenig publik, widersprach de Weck: Kein anderes öffentliches Medienunternehmen lege seine Rechnung so offen – aber: «Das Fehlen von Transparenz schadet uns, das Schaffen von Transparenz nützt nicht viel.» (*sär*)

Eine stramme Parteisoldatin war **Christine Egerszegi** (FDP) nie. Als sie 2002 ihre Ambitionen für die Nachfolge von Bundesrat **Kaspar Villiger** offenlegte, stellte sie klar: «Wer sich nach allen Seiten verneigt, stösst mit dem Hintern überall an.» Dieses Motto mundete der FDP nicht, weshalb Egerszegi als Bundesratskandidatin auf der Strecke blieb. Seither hat sich die freisinnige Mutter Courage eben doch nach vielen Seiten verneigt. 2011 prangte ihr Konterfrei im Aargau auf Wahlplakaten der BDP. 2015 beugte die abtretende FDP-Ständerätin den Rücken nicht für ihren Parteifreund **Philipp Müller**, sondern für SP-Strahlfrau **Pascale Bruderer**. Dieser Tage nun kann die Aargauer BDP-Regierungsratskandidatin **Maya Bally Frehner** auf plakative Schützenhilfe der gewesenen FDP-Ständerätin zählen. (*rz*)

Nachruf



Symbolische Kraft: Politiker Peres.

Schimon Peres (1923–2016) — Er war Visionär und Macher, und er schwärmte vom Frieden. Doch Schimon Peres war kein naiver Anhänger einer Friedenspolitik. Ihm war stets

klar, dass sein Land ohne militärische Absicherung nicht überleben werde, dass es aber auch keinen Frieden geben könne. In der Wüstenstadt Dimona baute er deshalb eine als «Textilfabrik» getarnte Atomanlage.

Das war die eine Seite des Schimon Peres. Ein Sicherheitspolitiker, der die Anwendung massiver Gewalt in Betracht zieht. Doch es gab auch den Friedenspolitiker. Zu seinen grossen Leistungen gehört es, den Friedensprozess mit den Palästinensern eingeleitet zu haben. Dafür erhielt Peres 1994 eine der prominentesten internationalen Auszeichnungen: den Friedensnobelpreis. Er teilte ihn mit Jitzhak Rabin, dem damaligen Regierungschef, und mit Palästinenserführer Jassir Arafat, den Israel zuvor während Jahren als Erzterroristen gebrandmarkt hatte. Die von Peres eingeleitete Politik hatte damals die symbolische Kraft eines Dammbrochs. Denn Peres wagte es als erster israelischer Minister, mit dem Feind zu reden, damit dieser zum Partner werde. Diese Strategie setzte er zu einer Zeit um, als in Israel Kontakte zu Palästinensern mit Gefängnis bestraft wurden.

Trotz aller Schwierigkeiten und Rückschläge blieb Peres bei seiner Vision, die heute schon fast märchenhaft wirkt: Die Palästinenser brauchen

einen eigenen Staat. Dies sei «der einzige Weg, um hier dem Terror und der Gewalt ein Ende zu setzen», war er überzeugt und sagte: «Wir müssen die Zukunft erträumen.»

Sein Tod ist das Ende einer Ära. Denn in kriegerischen und friedlichen Zeiten hat Peres das Land seit der Staatsgründung von 1948 geprägt. So rettete er zum Beispiel in den achtziger Jahren die israelische Wirtschaft, indem er die galoppierende Inflation von über 400 Prozent auf ein Normalmass zurückdrängte. Das ehemalige Kibbuzmitglied legte in der Folge die Grundlagen für die Privatisierung der Wirtschaft, die damals noch sozialistisch war.

In seinen letzten Jahren symbolisierte Peres bei den Menschen im Westen das Israel, das sie sehen wollten: ein Land mit einer Wirtschaft, in der Hightech gedeiht, und vor allem ein Staat mit einer Politik, die Frieden mit Palästinensern anstrebt. Aktiv und voller Pläne war er bis zum Schluss. Als ihn einer seiner Söhne kürzlich fragte, was auf seinem Grabstein stehen sollte, sagte Schimon Peres, damals gerade 93 Jahre alt geworden: «Zu früh von uns gegangen.»

Pierre Heumann

Eine glänzende Anlageidee: ZKB Gold ETF

Anlage
der Stunde!

Mehr Informationen auf zkb.ch/etf

Unsicheres Marktumfeld und aktuelles Tiefzinsumfeld verlangen nach Alternativen für Ihr Portfolio. Investieren Sie deshalb jetzt in den grössten Gold ETF der Schweiz. ZKB Gold ETF: 100% Swiss Made Asset Management mit Sitz in Zürich.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlagerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können kostenlos bezogen werden unter www.zkb.ch, www.swisscanto.ch sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, sowie in allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel.

Kann man diesem Mann trauen?

Von Urs Gehriger — Mit Prahlerei und rachsüchtigen Pöbeleien nährt Präsidentschaftskandidat Trump neue Zweifel an seiner Eignung fürs höchste Amt. Die Realität ist komplexer, als die schrillen Auftritte des Tycoons und das Trommelfeuer seiner Kritiker glauben machen.

Er kann's nicht lassen. Frühmorgens um drei drückt er auf seinem Android-Handy herum und setzt Tweets ab über die «ekelhafte Alicia M.». Über wen, bitte? Eine Miss Universe aus dem Jahr 1996, die Hillary Clinton ausgegraben hatte, um Trumps Frauenfeindlichkeit zu belegen. (siehe «Fieberkurve» Seite 25). Trump wäre nicht Trump – wenn die Geschichte nie Schlagzeilen gemacht hätte. Statt einen Angriff ins Leere laufen zu lassen, beisst er sich fest wie ein Pitbull. Und so drängt sich einmal mehr die Frage auf: Ist dieser Mann fit fürs mächtigste Amt der Welt? Darf man eine rachsüchtige Furie in die Nähe des ominösen roten (Atom-)Knopfes lassen?

Konservative Zeitungen, die über hundert Jahre jeden republikanischen Kandidaten unterstützt haben, wenden sich reihenweise von Trump ab, einige empfehlen gar Clinton zur Wahl. Stellvertretend sei hier Dorothy Rabinowitz zitiert, Trägerin des Pulitzerpreises und eminente konservative Stimme im Land. Sollte Trump gewählt werden, wäre er «der instabilste, uninformativste, psychologisch untauglichste Präsident, der je ins Weisse Haus eingezogen ist», schrieb sie im *Wall Street Journal*.

Alle vier Jahre wieder

Aber das kennen wir doch! Alle vier Jahre verkünden Medien in aufgeregten Superlativen die gemeinsten, brutalsten, teuersten Wahlen der US-Geschichte. Auch das Prädikat «unwählbar» haftete schon vielen Präsidentschaftskandidaten an. Jackson, Nixon, Carter, Reagan – jeder von ihnen war angeblich «als Präsident untauglich». Sie wurden trotzdem gewählt, und einige von ihnen liefen im Amt zu Hochform auf (siehe «Unwählbar», Seite 27).

Dennoch – Trump bricht Rekorde. Nie hat ein Kandidat derart rüde auf seine Gegner eingedroschen. Nie war einer derart von sich selbst eingenommen. Nie war ein Anwärter so prominent in den Schlagzeilen – und gab gleichzeitig so viele Rätsel auf. Unter den Unbekannten figuriert zuoberst sein Vermögen. Zehn Milliarden Dollar schwer sei er, prahlt er gern. Und der beste Unternehmer weit und breit. Tatsächlich? Klarheit könnten Trumps Steuerunterlagen schaffen. Jeder republikanische Kandidat seit Gerald Ford 1976 hat seine Steuererklärung offengelegt. Trump nicht.

Wo Fakten fehlen, wuchern Verschwörungen. «Es muss etwas wirklich Schreckliches

sein, das er zu verstecken versucht», raunte Hillary Clinton in der ersten TV-Debatte. Bezahlt er etwa gar keine Steuern? «Nichts für Truppen, nichts für Veteranen, nichts für Schulen und Gesundheit.»

Der Steuersparer

Am Wochenende liess die *New York Times* eine Bombe (es war eher eine Handgranate) platzen. Sie druckte einen Auszug aus Trumps Steuererklärung aus dem Jahr 1995. Darin weist er Schulden von fast einer Milliarde aus, was ihm einen Steuererlass für «bis zu 18 Jahren» ermöglicht haben könnte, so die Zeitung, die seit Monaten eine aggressive Anti-Trump-Kampagne fährt.

Was sagt diese Enthüllung über Trump aus? Nichts. Jedenfalls nichts Schreckliches. Erstens: Die publizierten Papiere gewähren bloss bruchstückhaft Einblicke in Trumps Steuerdossier. Zweitens: Ein Steuererlass, basierend auf dem ausgewiesenen Verlust, ist absolut legal. Drittens: Keine Steuern zu zahlen, ist kein moralisches Verbrechen. Trump meint sogar: «Das macht mich smart.» Wenn er sich für das tiefverschuldete Land genauso einsetze wie für sein Unternehmen, dann werde Amerika tatsächlich «great again».

Doch eine knappe Milliarde Dollar Schulden, das ist eine gehörige Summe. Da fährt einer Casinos, Hotels und die eigene Flugzeugflotte spektakulär in Grund und Boden und nennt sich Unternehmergenie? Die Riesenpleite lässt an Trumps Befähigung zum Manager, von der er pausenlos prahlt, ernsthaft zweifeln. Allerdings hat Trump die Banken von seiner Kreditwürdigkeit überzeugt, den Crash überlebt sowie seinen Reichtum und Ruhm gemehrt. Der Rest ist Geschichte.

Nicht ganz.

Tragödien pflastern Trumps Karriere. «Ich habe Tellerwäscher, Maler, Architekten, Glaser, Marmorinstallateure getroffen, deren Lohn zu zahlen, Sie verweigert haben», warf Clinton Trump in der ersten TV-Debatte vor. In der Tat melden sich immer wieder Geprellte zu Wort. Einer von ihnen ist Brian Walsh, Republikaner und Parteistrategie. «Die Firma meines Vaters wurde in den Achtzigern von Trump um einen sechststelligen Betrag für einen Telecom-Job geprellt», erzählte er auf National Public Radio. Immer aufs Neue habe Trump Ausreden aufgetischt, um die Löhne nicht bezahlen zu müssen. «Schliesslich liess



Überlebte seinen eigenen Untergang: Donald Trump

Trump ausrichten, mein Vater solle Leine ziehen.» Die Verfahrenskosten bei einer Klage würden ihn, Walsh, teurer zu stehen kommen als der ausstehende Lohn.

Das ist nicht die feine Art. Doch versucht man, den Blick aufs grosse Ganze nicht zu verlieren, lässt sich die Zechprellerei von damals als leidige Sünde aus dem Holozän des Tycoons abtun. Aber auch Trumps Politik von heute ist schwer zu greifen. Ob bei Migration, Wirtschaft oder Verteidigung – er bleibt fast immer im Vagen. So kündigt er an, den Islamischen Staat auszulöschen. Gleichzeitig gelobt er, keine Truppen nach Syrien zu schicken. Wie das konkret funktionieren soll, sagt er nicht, denn «der Feind hört mit». Mit diesem



in seinem New Yorker Büro Ecke Central Park; Weisskopfadler «Uncle Sam» (rechts) ist nicht ausgestopft, sondern höchst lebendig.

Argument drückt er sich bei fast jedem Thema um Konkretes.

«Schrecklich gefährlich»

Dann wieder, unter dem Bann des politischen Alltags, wird er punktuell ganz präzise. Als vor einigen Wochen iranische Schnellboote im Persischen Golf provokant vor einem US-Navy-Schiff anbrausten, meinte Trump bei einem Wahlkampfauftritt, wenn er einmal Präsident sei, «schiessen wir sie aus dem Wasser». Gestandene US-Diplomaten zeigten sich schockiert. «Das wäre schrecklich gefährlich.»

Seine Anhänger hingegen reagierten mit minutenlangem Applaus auf seine rhetorische Salve, was zeigt: Trump verkörpert die

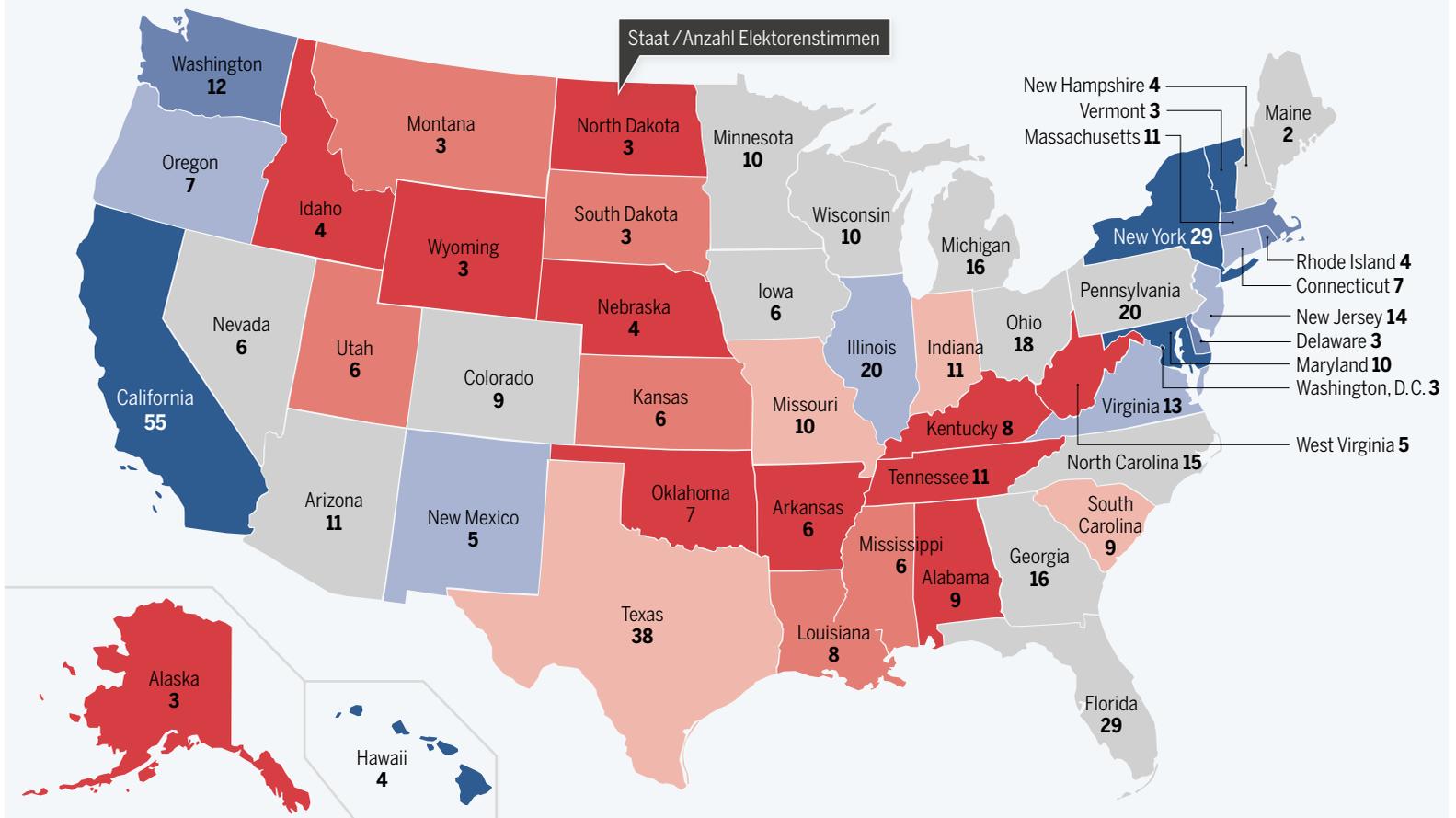
Haltung, die viele Amerikaner seit Jahren schmerzlich vermissen. Er ist resolut, selbstbewusst und kampfbereit. Trump-Fans verstehen: Trump ist ein Verkäufer. Und wie bei jedem Verkäufer nimmt man nicht jedes Wort für bare Münze. Aber die Stossrichtung gefällt, das Produkt kommt an.

Viele Amerikaner zollen Trump Respekt für seine brachiale Offenheit. Er sagt, was viele denken. Aber wie tickt er wirklich? Selbst seine nächsten Gefährten wissen es offenbar nicht. «Ehrlich gesagt, habe ich keine Ahnung, was ihn antreibt», gestand Ivana, Trumps erste Frau. Sie verglich ihn mit einem kleinen Jungen. Vermutlich sei er an einem kritischen Punkt in seinem frühen Leben verletzt worden

und versuche seither, diese Verletzung zu kompensieren.

Was ihn antreibt? Niemand weiss es.

So bleibt auch ein Rätsel, was ihn im Innersten dazu beflügelt, nach der höchsten Krone, der Präsidentschaft, zu greifen. Unternehmer, die mit Trump geschäftet haben, hegen tiefe Zweifel, dass er überhaupt Präsident werden will. Einmal ins Weisse Haus gewählt, müsste er alle Vermögenswerte und Steuerdetails offenlegen, was ihm voraussichtlich erhebliche Probleme bescheren würde. Wäre sein Ruf dann ruiniert? Als Wahlverlierer hingegen stünde er zwar kurz blamiert da, sein Marktwert jedoch wäre weit nach oben kata-



Offenes Rennen: Laut Prognosen gibt es mehr unentschiedene «Schlachtfeld»-Staaten (grau) als üblich.

pultiert worden. Diese These scheint allerdings wenig plausibel. Wer den Werdegang Trumps verfolgt, lernt: Wenn Trump in ein Rennen steigt, will er es gewinnen.

Ein anderer Faktor lässt stärker an Trumps Eignung zum Präsidenten zweifeln als die Mutmassungen über seine Motivation, seine Pleiten und sein martialisches Maulgewitter: Trumps Menschenbild.

«In den allermeisten Fällen kann man Menschen nicht respektieren, weil die meisten Leute keinen Respekt verdienen», erzählte Trump seinem Biografen Michael D'Antonio («Die Wahrheit über Donald Trump»). Trump pflege keine Freundschaften, sagte D'Antonio im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Freundschaften setzen eine Offenheit und damit eine Verletzlichkeit voraus. Dazu ist Trump nicht bereit.» Trumps Misstrauen reicht offenbar bis in den innersten Familienzirkel. «Möglicherweise vertraut er seiner Frau Melania, aber seinen zwei ehemaligen Frauen hat er nicht vertraut. Er findet Frauen nicht vertrauenswürdig, er misstraut Menschen generell.»

Ein Misanthrop im Weissen Haus, als Schutzbefehlener und Diener einer ganzen Nation, kann das gutgehen?

Die Frage lässt sich nicht abschliessend beantworten. Zu gross ist die Zahl der Un-

bekanntes. Interessant jedoch ist, dass die meisten Medien die Vertrauensfrage singular in Bezug auf Trump stellen. Die Alternative zu Trump heisst Hillary Clinton. Ist ihr zu trauen? Einer Frau, die einen privaten E-Mail-Server benutzt und damit ein wahnwitziges Sicherheitsrisiko eingeht? Die 30 000 E-Mails löscht? Die ihrer Familie – Vetternwirtschaft – Aufträge und Jobs zuschanzt? Die Kriege anzettelt wie jenen in Libyen mit verheerenden Folgen für Europa und die Welt? Die Julian Assange, den Kopf von Wikileaks, per ferngesteuerte Bombe liquidieren möchte? «Can't we just drone this guy?», fragte sie ihren Beraterstab 2010, wie das Online-Portal True Pundit, gestützt auf Quellen im US-Aussenministerium, vor Tagen schrieb.

Hillarys Leichen

Kein Wunder, dass Clinton den bleichen Plagegeist am liebsten vom Erdboden verschwinden sähe. Am Dienstag kündigte Assange an, in den kommenden Wochen eine Stafette von Enthüllungen zu präsentieren. «Wir haben mehr Dokumente als die berühmte Bibliothek von Alexandria», verkündete der Australier grossspurig. Wer weiss, wie viele Leichen aus Hillarys Keller demnächst gehoben werden.

Millionen Amerikaner sehen sich vor die Wahl zwischen zwei Übeln gestellt. Viele sind unentschlossen. Entsprechend gross ist die Zahl der Bundesstaaten (14 von 50), in denen ein Kopf-an-Kopf-Rennen erwartet wird. In diesen «Schlachtfeld»-Staaten – auf der Wahlgrafik grau markiert – wird um jede Stimme gekämpft. Die Siegerprämie ist hoch, denn es gilt das Alles-oder-nichts-Prinzip: Jener Kandidat, der in einem Staat die einfache Mehrheit der Wählerstimmen gewinnt, erhält sämtliche seiner Elektorenstimmen. Für die Wahl zum Präsidenten sind 270 Elektoren nötig. Im Moment ist ein Drittel (172 von total 538) sehr hart umkämpft.

Dennoch ist der Wahlkampf 2016 von erfrischender Vitalität. Dies ist allein Trumps Verdienst. Verstärkt durch soziale Medien, die er im Multitasking-Verfahren bedient wie ein Strassenmusikant seine Tschingderassabum-Einmannkapelle, sorgt er für erheblichen Unterhaltungswert. Wichtiger als aller Klamaus ist: Trump hat den abgehobenen Eliten und Korrektheitsaposteln die Masken vom Gesicht gerissen. Er ist nicht der Dämon, als den man ihn brandmarkt; er ist vielmehr Symptom für eine immense Entfremdung zwischen Volk und Establishment.

Trumps wilde Woche

Von Hanspeter Born — Mit wüsten Tiraden geht Donald Trump auf seine Gegnerin los. Ob das seiner Kandidatur schaden wird, ist nicht sicher. Viele haben genug von der politischen Korrektheit.



Die letzte Woche war ein Albtraum für die Republikaner. Am Montag verlor Donald Trump die Debatte gegen Hillary Clinton. Er hatte gut begonnen, verzettelte sich, fiel in seine alte Untugend, alles auf die eigene Person zu beziehen, und verteidigte sich beleidigt. Musterschülerin Clinton hatte ihre Aufgaben gut gemacht und punktete. Der Ausgang des Rededuells wirkte sich auf die Meinungsumfragen aus. Der Immobilienmilliardär, der seinen Rückstand beinahe aufgeholt hatte, verlor wieder Boden und liegt drei Punkte zurück.

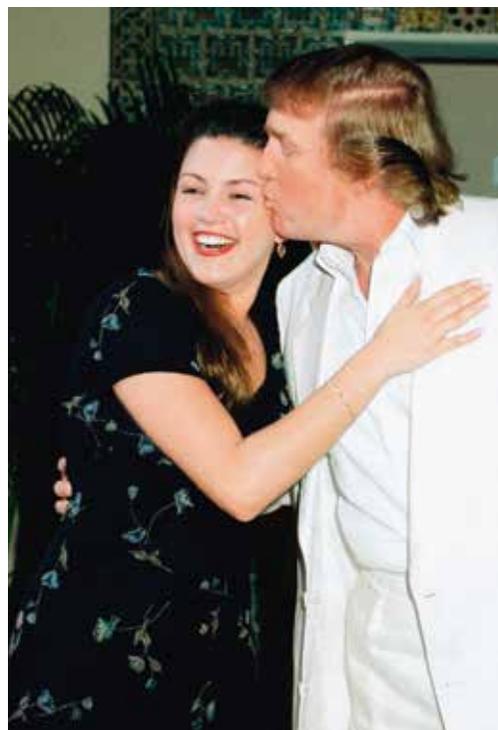
Dann kam alles noch schlimmer. Eines von Trumps Lastern ist die Twitter-Sucht. Sie überkam ihn in den frühen Morgenstunden des vergangenen Freitags. «Wow», zwitscherte er, «Crooked Hillary liess sich von meiner schlechtesten Miss U[niversum] täuschen und benützen. Hillary lancierte sie als einen «Engel», ohne ihre Vergangenheit zu checken, die schrecklich ist!» Die «schlechteste Miss Universum», von der Trump schwafelte, Alicia Machado, tritt als Rednerin für Hillary Clinton auf. Weil die Schönheitskönigin von 1996 Gewicht angesetzt hatte, beschimpfte Trump sie einst als «Miss Piggy». Dies erwähnte Clinton in der Debatte, um damit Trumps Verachtung für Frauen zu illustrieren. Trump biss an. Am Tag danach telefonierte er Fox News, um seine beleidigende Bemerkung zu begründen. Die Siegerin habe massiv zugenommen, und dies sei ein Problem gewesen. Worauf die Clinton-Kampagne das Thema am Kochen hielt.

Anstatt zu schweigen, frönte Trump seiner nächtlichen Twitter-Lust. Seinem ersten Tweet liess er einen zweiten und einen dritten folgen: «Hat Crooked Hillary der ekelhaften (check out sex tape and past) Alicia M. geholfen, US-Bürgerin zu werden, damit sie ihr in der Debatte helfen konnte?» Der *New Yorker*, immer noch die Lieblingslektüre der Intellektuellen und Kulturfreunde, bemerkte dazu: «Trump hat während dieser Präsidentschaftskampagne viele schockierende Dinge getan, aber am Freitag war es das erste Mal, dass er die Wählerschaft aufforderte, ein Sex-Tape nachzuschauen. Brütete er, fauchte er, litt er an Schlaflosigkeit oder an einer Kombination von allen dreien?» Nicht faul, zwitscherte auch die Clinton-Wahl-

maschine: «Was ist das für ein Mann, der die ganze Nacht aufbleibt, um eine Frau mit Lügen und Verschwörungstheorien anzuschwärzen?»

In der Tat, was ist das für ein Mann: Sind Trumps Tweets nicht Symptome für einen gravierenden Charakterfehler des Kandidaten? Wird er, wie die Helden in Shakespeares Tragödien, ob diesem Charakterfehler, diesem *fatal flaw*, zu Fall kommen? Man kann sich dies gut vorstellen. Man kann sich aber genauso gut vorstellen, dass gar ein Lapsus wie das nächtliche Gezwitscher Trump nichts anhaben kann, weil – erstens – in unserer schnelllebigen Zeit eine Aufgeregtheit die nächste bald ablöst und – zweitens – die sozialen Strömungen derart stark sind, dass sie und nicht die Person der Präsidentschaftskandidaten den Wahlausgang bestimmen.

Am Samstag wurde eine alte Tonbandaufnahme entdeckt, in der sich Mrs Clinton wenig schmeichelhaft über die Anhänger ihres Konkurrenten Bernie Sanders geäussert hatte: «Sie sind Kinder der grossen Rezession. Und sie wohnen im Kellergeschoss der Eltern. Sie haben das Gefühl, dass die Ausbildung und die Jobs, die ihnen offenstehen, nicht das sind, was sie sich vorgestellt haben. Und sie sehen keine grosse Zukunft vor sich.»



«Miss Piggy»: Alicia Machado, Trump, 1996.

Die Tonbandaufnahme war Manna für Trump. An einer seiner lärmigen Wahlversammlungen in Pennsylvania zog er vom Leder. Hillary habe Bernie Sanders und seine Anhänger schlechtgemacht und verspottet. Trump weiter, wörtlich: «Wir haben eine viel grössere Bewegung als Bernie Sanders es je hatte. Und wir haben eine wichtigere Bewegung, weil wir unser Land retten werden, okay? Aber ich kann euch sagen, dass Bernie Sanders ein grosses, grosses Vermächtnis hinterlassen hätte, wenn er nicht einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hätte. Wirklich ein grosses Vermächtnis. Und jetzt erscheint er und 120 Leute kommen, um ihm zuzuhören.» Es sei unfair, wie Sanders seine Anhänger im Stich gelassen habe: «Jetzt sind sie nicht mehr seine Anhänger, und sie werden Hil-

lary Clinton nicht unterstützen. Ich glaube wirklich, dass viele dieser Leute zu uns hinüberwechseln, hauptsächlich wegen Freihandel, Universitätserziehung und vieler anderer Dinge – aber hauptsächlich wegen Freihandel – zu

uns hinüberwechseln, *you watch, you watch.*» Das besonders, nachdem Hillary sie verspottet habe als solche, die «im Kellergeschoss der Eltern» wohnen. Sarkastisch sei Hillary, eine sarkastische Frau: «Zusammenfassend sage ich euch noch etwas – sie ist eine inkompetente Frau. Sie ist eine inkompetente Frau. Schaut bloss, was sie anfasst. Nichts gelingt ihr. Ihre Kandidatur für die Präsidentschaft wird nie, nie gelingen, weil wir dies nicht zulassen werden.»

Trump war nicht mehr zu halten. Wie ein Stier ging er auf die Gegenkandidatin los. Er imitierte die grippekranke Clinton, wie sie vom Podium getorkelt war. Er habe ein Siegertemperament, brüstete sich Trump, er habe Energie, er habe Ausdauer. Hillary nicht. «Hillary Clintons einzige Loyalität ist jene ihren Geldgebern und sich selber gegenüber. Ich glaube nicht einmal, dass sie gegenüber Bill loyal ist – wenn ihr die Wahrheit wissen wollt.»

Dass ein Präsidentschaftskandidat den Gegner direkt persönlich und grob angreift, ist ein Novum in der amerikanischen Geschichte. Angriffe unter die Gürtellinie überliess der offiziellen Bewerber bisher immer ihm gutgesinnten Journalisten, seiner Fernsehwerbung und seinem Vize. Selber bewegte er sich vornehm auf der *high road*. Trump ist anders. Werden ihm seine wüsten Tiraden schaden? Nicht sicher. Viele haben genug von der politischen Korrektheit und freuen sich, wenn jemand redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Hanspeter Born, ehemaliger *Weltwoche*-Auslandredaktor, verfolgt den Endspurt der US-Wahlen aus sicherer Ferne. Als Austauschschüler erlebte er vor sechzig Jahren seinen ersten Wahlkampf in den USA. 1980 berichtete er für das Schweizer Radio über den unerwarteten Sieg von Ronald Reagan. 2008 reiste Born ein letztes Mal zu Wahlveranstaltungen und liess sich vom aufsteigenden Stern Obama blenden.



«Beste Bauchrednerin in der Politik»: Kellyanne Conway.

Frauen

Die Weichzeichnerin

Von *Beatrice Schlag* — Gut fünf Wochen hat Trumps neue Wahlkampf-Managerin Kellyanne Conway noch Zeit, ihren Chef besonnen wirken zu lassen. Eine Knochenarbeit.

Was Donald Trump von illegalen Einwanderern hielt, wiederholte er während seiner Wahlkampagne immer wieder: Es seien Kriminelle, Vergewaltiger, Drogenhändler, Taugenichtse. Er versprach die Deportation der elf Millionen Illegalen aus seinem Land und den Bau einer Mauer im Süden der USA auf Kosten Mexikos. Nach seinem Blitzbesuch bei Mexikos Staatspräsidenten Enrique Peña Nieto am 24. August feierte er «Mexikos wunderbare Menschen. Enorm hart arbeitende Leute. Ich habe riesigen Respekt vor ihnen.»

Der scheinbare Gesinnungswechsel hat ein Gesicht und einen Namen. Am 17. August hatte Donald Trump seinen umstrittenen Wahlkampfmanager Paul Manafort durch die 49-jährige Umfrage-Expertin und gefragte Medienkommentatorin Kellyanne Conway ersetzt. Die Republikanerin mit der sanften Stimme und dem telegenen Lächeln sollte noch richten, was die Mehrheit der Frauen, Schwarzen und Latinos laut Umfragen hindert, ihn zu wählen. Manche Trump-Gegner waren alarmiert: «Kellyanne Conways Art, diesem Mann Worte in den Mund zu legen, macht sie zur besten Bauchrednerin in der Politik», schrieb Charles M. Blow, afroamerikanischer Kolumnist der *New York Times*. «Ihre Unterstützung und Werbung machen sie im Moment zu einem der gefährlichsten Menschen in Amerika.»

Kellyanne Conway war nicht angetreten, ihren Boss neu zu verpacken. Sie verlangte lediglich von ihm, nicht mehr vom Teleprompter abzuschweifen und zu improvisieren, sondern sich auf das zu konzentrieren, was Wählerpunkte bringt. Das sind ihrer Meinung nach zwei Dinge: konkrete Programme statt Schlagworten und gnadenloser Angriffe auf Hillary Clintons Schwachpunkte. «Eigentlich», sagte Donald Trump, «will ich es so machen, wie ich will. *I want to do it my way.*» Weniger ehrgeizige Menschen als Kellyanne Conway hätten an diesem Punkt abgewinkt. Aber die Gründerin und Präsidentin der seit 1995 bestehenden «Polling Company» hatte als politische Beraterin von Ex-Vizepräsident Dan Quayle, Senator Fred Thompson, Newt Gingrich und 2015 als Leiterin des Super-Pac «Promise» zur Unterstützung der Kandidatur von Ted Cruz viel Erfahrung mit eigenwilligen Politikern. Was sie möglicherweise unterschätzte, war der Umgang mit einem Kandidaten, der keinerlei Erfahrung als Politiker hat.

Bis zur ersten Debatte zwischen Clinton und Trump am 26. August machte Kellyanne Conway eine glänzende Figur. Sie nahm die Einladungen diverser Sender an, deren Moderatoren aus ihrer Abneigung gegen Trump nie einen Hehl gemacht hatten, und beantwortete mehr

oder weniger jede Frage über Trump mit Attacken auf Hillary: «die nur negativ ist. Sie hat keine Botschaft ausser ihrer Aversion gegen Trump. Wann sprach sie zum letzten Mal über Krankenversicherung, Steuern oder die Mittelklasse?» Bevor die verblüfften Moderatoren nachhaken konnten, war sie meist schon beim nächsten Punkt des Hillary-Bashings. Und blieb dabei stets lebenswürdig. Selbst Bill Maher, der schlagfertigste Politsatiriker der USA, brachte nur ein ungläubiges Lachen zustande, als sie auf seine Frage, ob sie Trump ernsthaft für eine gute Wahl halte, ohne Zögern antwortete: «Ich kann doch niemanden unterstützen wie Hillary, die ununterbrochen lügt.»

Aussehen und Gewicht

In der Debatte redete sich Trump nach einem souveränen Einstieg auf Clintons gezielte Provokationen über sein reiches Erbe, seine Herabsetzung von Frauen und seine Steuererklärung aufgeregt und beleidigt ins Abseits. Die rechtskonservative Autorin Ann Coulter schrieb nach dem Rededuell: «Trump gewinnt, wann immer er über politische Probleme redet. Er verliert, sobald er über sich selber redet.» Wo waren die von Conway angekündigten Trump-Details zur Steuerreform, zur Bekämpfung des IS, zur Immigration? Wo seine politischen Angriffe auf Hillary Clinton? Statt Bengasi und Clinton-Stiftung Getratsche über Alicia Machado alias «Miss Piggy» und Hillarys fehlendes Durchhaltevermögen. Gegen Trumps notorische Unfähigkeit, auch die vorhersehbarsten Vorwürfe unerwidert zu lassen, war Kellyanne Conway bisher weitgehend chancenlos.

In den Tagen danach sass eine sichtlich kleinlaute Wahlkampfmanagerin vor den Kameras. Bei Fox News wurde sie ausgerechnet von Megyn Kelly, der von Trump einst beleidigten Interviewerin, zu dessen Verhalten Frauen gegenüber gegrillt. Als Conway sagte, Clinton habe Trump in Spots angegriffen, die nicht nett seien, bellte Kelly: «Nicht nett? Das ist ein Präsidentschaftswahlkampf! Und es sind seine Worte über Frauen.» Conway schwieg.

In «The View» auf ABC erging es ihr nicht besser. Sie konnte nicht erklären, warum Trump nicht mehr über seine politischen Pläne gesprochen hatte. Zu seinem angedrohten Vorhaben, in der nächsten Debatte Bill Clintons Affären anzusprechen, sagte sie, sie rate ihm davon ab. Trumps Bemerkungen über Alicia Machado kommentierte sie knapp: Sie rede nicht über anderer Leute Aussehen und Gewicht, aber sie habe ihn dafür getadelt.

Im vergangenen Januar, als Kellyanne Conway noch den republikanischen Kandidaten Ted Cruz unterstützte, sagte sie in einem Interview über Trump, seine eigenen Worte seien vor allem für Frauen die grösste Waffe gegen ihn. Conway hat noch ein paar Wochen Zeit, sie zu entschärfen. ○



Die Unwählbaren

«Hochstapler Trump» und «Serienlügnerin Clinton»: Für viele Kommentatoren sind beide Kandidaten nicht wählbar. Diese Situation ist in Amerika nichts Neues.

In der Vergangenheit gab es in Amerika schon immer angeblich Unwählbare, die gewählt wurden und sich dann als brauchbare Staatslenker entpuppten. Nehmen wir Andrew Jackson, siebter Präsident von 1829 bis 1837. Er war heissblütig und gewalttätig. Er focht verschiedene Duelle und tötete dabei einen seiner Gegner. Im Krieg von 1812 befahl er als General die Erschiessung von sechs der Desertion angeklagten Männern. Man bezichtigte ihn des Ehebruchs, weil die Scheidung seiner zuvor schon verheirateten Frau Rachel nicht rechtskräftig war. Ein Skandalblatt behauptete, Jackson habe Rachels Mann tötlich angegriffen, verjagt und seine Frau gestohlen. Allen Anfeindungen zum Trotz ist heute Jacksons Platz als bedeutende Figur der Geschichte gesichert.

Erfolgreiche Schmutzkampagne

Richard Nixon war ein anderer Unwählbarer. Als er dank einer Schmutzkampagne zum Senator gewählt worden war, gab man ihm den Übernamen «Tricky Dick». Als Eisenhowers Vize aussersehen, wehrte er sich gegen Korruptionsvorwürfe in einer berühmten Fernsehrede, in der er behauptete, das einzige Geschenk, das er je angenommen habe, sei sein Cockerspaniel Checkers gewesen, den er nur behalten habe, um seinem Töchterlein nicht «das Herz zu brechen».

1960 verlor Nixon knapp gegen Kennedy. 1962 bestätigte sich seine scheinbare Unwählbarkeit, als er bei der kalifornischen Gouverneurswahl klar verlor. Bitter sagte er nachher an «meiner letzten Pressekonferenz» den Journalisten: «You won't have Dick Nixon to kick around any more.» Der Unwählbare besann sich bald anders, wurde 1968 knapp zum Präsidenten gewählt und 1972 mit Riesenvorsprung bestätigt. Dann kam Watergate und der erste Rücktritt eines Präsidenten in der ganzen amerikanischen Geschichte. Damals dachten alle, man hätte ihn nie wählen dürfen. Heute erinnert man sich daran, dass er den Vietnamkrieg beendet hat, mit der Sowjetunion eine Zeit der Détente eröffnete und als Erster mit China diplomatische Beziehungen aufnahm.

1976 galt Jimmy Carter, ein Erdnussfarmer und Sonntagsprediger aus dem ländlichen Georgia, lange Zeit als unwählbar, vor allem in Europa, wo man auf amerikanische Politiker gerne herabschaut. Was soll man von einem Präsidentschaftsbewerber halten, der in einem Interview sagt: «Ich habe viele Frau-

en mit Lust angeschaut. In meinem Herzen habe ich viele Male Ehebruch begangen.» Ich erinnere mich an einen angesehenen deutschen Professor, der damals im «Echo der Zeit» behauptete, Carter taugte höchstens als «Dorfschulze».

Ronald Reagan wird heute als grosser Präsident gefeiert. Sogar Obama und andere demokratische Würdenträger verneigen sich vor seiner historischen Leistung. Der lange Wirtschaftsaufschwung, die Wiedergewinnung des nationalen Selbstvertrauens, der Sieg im Kalten

Krieg gehen auf sein Konto. Als der ehemalige Gouverneur von Kalifornien, der 1976 schon in der Vorausscheidung gescheitert war, sich 1980 noch einmal ums höchste Amt bewarb, gab ihm kaum jemand eine Chance. Ich, damals Korrespondent in Washington, auch nicht. Ein zweitklassiger Filmschauspieler, der Mühe hatte, zwei gerade Sätze aneinanderzureihen, oft verwirrt war und kuriose Dinge über den Sozialstaat und die Umwelt von sich gab: «Die Bäume verursachen mehr Verschmutzung als Autos.» Man fand unverantwortlich, dass er die Sowjetunion als «Reich des Bösen» bezeichnete. Ein Kriegstreiber. Zudem galt er als faul. Man lachte über seine Mittagsschlafchen. Man sagte, er lasse sich von seiner Frau beraten und beeinflussen, ebenfalls eine ehemalige Filmschauspielerin, die an die Astrologie glaubte.

Nixon, Carter, Reagan, alle einst als unwählbar abqualifiziert, wurden gewählt.

Hanspeter Born



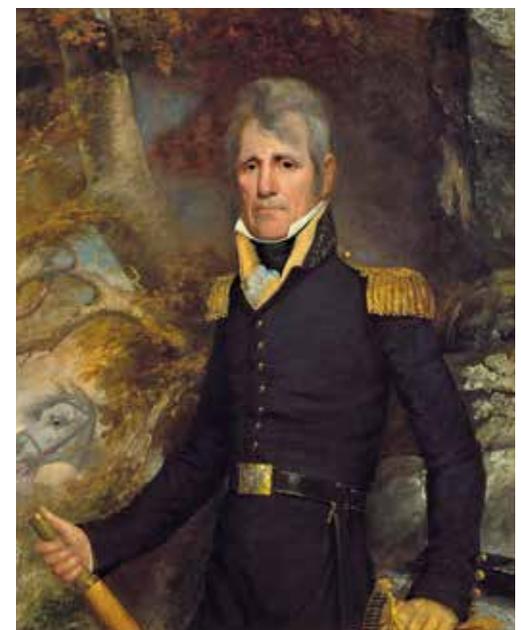
Historische Leistung: Ronald Reagan.



Ehebruch im Herzen: Jimmy Carter.



«Tricky Dick»: Richard Nixon.



Tödliche Duelle: Andrew Jackson.



«Kapitän Peroxid»: Geert Wilders.



Stärke aus der Schwäche der Etablierten: Marine Le Pen.



Alles ausser «Weiter so»:

«Populisten»

Alternative zum Stillstand

Von Wolfgang Koydl — Laut, frech und allen Konventionen spottend: Im Westen erobern Antipolitiker die Herzen und die Stimmen der Wähler. Was steckt hinter dem Erfolg von Leuten wie Donald Trump, Beppe Grillo und Geert Wilders?

An der Haarfarbe kann es nicht liegen, aber erstaunlich ist es schon, wie viele sogenannte Populisten eine blonde Tolle haben: die Französin Marine Le Pen, der Brite Boris Johnson, der Amerikaner Donald Trump und der Niederländer Geert Wilders. Letzterem trug sein Haar sogar Vergleiche mit Marilyn Monroe und den Übernamen «Kapitän Peroxid» ein.

Blondinen bevorzugt? Sicher nicht. Die widerborstigen Politiker der neuen Generation – auch die brünetten, grau- und schwarzhaarigen unter ihnen – beziehen ihre Stärke vielmehr aus der Schwäche der etablierten Politik: Sie sind anders, oft erfrischend anders als die matte und müde, aber gleichwohl machtvoll versessene alte Garde. Ihr Aufstieg verläuft parallel zu deren anscheinend unaufhaltsamem Abstieg.

«Angsträume blonder Frauen»

Vor allem reden die Neuen anders: frech, laut und immer gegen den Strich. «Bei ihm weiss man wenigstens, woran man ist», lautet die Standardantwort von Bürgern, egal, ob sie über den rechten Österreicher Heinz-Christian

Strache oder den linken Griechen Janis Varoufakis reden. Auch vulgäre Ausdrücke sieht man den Antipolitikern nach, wie Trump mit unzähligen Beispielen belegt. Beppe Grillo, der schillernde Chef der italienischen Fünf-Sterne-Bewegung, nannte seine erste Organisation «Vaffanculo» – haut ab, ihr Ärsche, und der deutsche AfDler Björn Höcke beschwört die «Angsträume blonder Frauen» angesichts des «Einwanderer-Mobs».

Offenheit steht da oft für Ehrlichkeit, auch wenn dies nicht der Fall ist. Aber sie steht im Gegensatz zur abgedroschenen, blut- und inhaltsleeren Polit-Sprache des Establishments, die mehr vernebelt, als zu erhellen. Wer so redet, so der Verdacht, hat etwas zu verheimlichen. Hinzu kommt der Missmut über die Sprachpolizisten der politischen Korrektheit, die alles unter Generalverdacht stellen. Das Kind beim Namen nennen, sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist: Diese Sehnsucht stillen die neuen Volkshelden.

Sie bedienen auch Sehnsüchte nach Sicherheit und Überschaubarkeit in unsicheren Zei-

ten. Nach einer Eindämmung unkontrollierter Zuwanderung aus kulturfremden Räumen. Nach Kontrolle über die eigenen Angelegenheiten. Nach einem Ende der Bevormundung durch die EU. Nach einem faireren Umgang mit Russland. In all diesen und vielen anderen Fragen sind Volk und Eliten Lichtjahre voneinander entfernt. Nicht nur, dass sie diese Probleme nicht anpacken. Sie hören ihren Wählern gar nicht mehr zu, schliesslich sind sie es, die den Durchblick haben.

Verdross, Überdross, Misstrauen und oft sogar nackter Hass schlagen den Vertretern der abschätzig so genannten Altparteien entgegen und lenken so Springfluten von Wasser auf die Mühlen der Antipolitiker. Zwar mögen auch sie oft keine praktikablen Antworten auf brennende Probleme oder nicht einmal ein kohärentes Programm haben – gewählt werden sie trotzdem, und die Vertreter des Status quo schauen fassungslos zu.

Denn die Bürger handeln frei nach dem Motto der Bremer Stadtmusikanten: «Etwas Besseres als die Merkel findest du überall» – wobei





Boris Johnson.



Frech, laut und gegen den Strich: Beppe Grillo.



Verantwortung und Risiko: Andrej Babis.

der Name der deutschen Kanzlerin beliebig ausgetauscht werden kann. Die Bürger durchschauen die wolkigen Worte, mit denen Präsidenten, Premiers und Parlamentarier ihre Hilflosigkeit zu kaschieren versuchen. Sie erkennen, dass sich die Unterschiede zwischen rechts und links in einem geschmacklosen, grauen Haferschleim identischer Ideen aufgelöst haben. Und sie sehen, dass Wahlen, ihr einziges Werkzeug der Machtkontrolle, stumpf geworden ist: Auch wenn sie vom Wähler abgestraft werden, regieren die alten Seilschaften weiter – so wie jüngst die «siegreiche» Berliner SPD bei den Landtagswahlen mit 21 Prozent Stimmenanteil. Selbst wer wirklich sein Mandat verliert, muss sich nicht sorgen. Auf ihn wartet sicher ein gutdotierter Posten irgendwo im Dunstkreis der politischen Klasse.

Weniger Eigenleistung als vielmehr das Unvermögen der alten Eliten befeuert mithin den Höhenflug der Antipolitiker. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, hat denn auch noch niemand von ihnen politische Verantwortung übernommen – und dies nicht nur, weil es an der Urne nicht zu einer Mehrheit gereicht hätte. Viele wollen es gar nicht erst.

Die dänische Volkspartei – die Urahnin der «Populisten» in Europa – strebte dezidiert nie nach dem Amt des Premiers. Beppe Grillo hat erst vor kurzem seinen Widerstand gegen eine Regierungsbeteiligung abgeschwächt. Spaniens linke Podemos blockiert seit Monaten eine Regierungsbildung. Deutschlands AfD –

nach den Worten ihres Vizevorsitzenden Alexander Gauland ein «gäriger Haufen» – setzt vorerst auf Oppositionsarbeit. Selbst Donald Trump wird unterstellt, dass er gar nicht US-Präsident werden, sondern durch die Publicity des Wahlkampfes nur seinen Marktwert als Unternehmer erhöhen wolle.

Trump ist nicht der einzige Entrepreneur unter den Antipolitikern, die das alte System gründlich aufmischen. Schon Italiens Ex-Ministerpräsident Silvio Berlusconi versuchte seine Erfolge mit seinen Firmen in der Politik zu wiederholen. In Tschechien machte der Chemie- und Medienmilliardär Andrej Babis seine neugegründete Partei ANO aus dem Stand zur zweitstärksten Kraft im Prager Parlament. In Georgien eroberte der Tycoon Bidsina Iwanschwili mit seiner Oppositionspartei Georgischer Traum gleich beim ersten Anlauf die Regierungsmehrheit. Bis in den Kaukasus muss man gar nicht gehen, um einen Unternehmer zum kantigen Politiker gewandelten Mann zu finden: Christoph Blocher erfüllt schon seit langem alle Kriterien eines Antipolitikers.

Woher kommt das Vertrauen, das Wähler in politisierende Unternehmer setzen, selbst wenn diese nicht immer so erfolgreich im Geschäft sind, wie sie von sich behaupten? Wahrscheinlich ist es der Umstand, dass es sich um Persönlichkeiten handelt, die Verantwortung übernehmen und Risiken eingehen, für deren Folgen sie bei einem Fehlschlag selbst einstehen. Von herkömmlichen Politikern ist man

dies schon lange mehr nicht gewohnt. Aber es müssen Unternehmer im Sinne eines klassischen Firmenpatrons sein. Austauschbaren, blassen Managern traut der Bürger genauso wenig über den Weg wie den Politikern.

Merkel als unfreiwillige Inspiration

Es sind nicht nur Quereinsteiger, die den Politikbetrieb zerzausen. Viele haben auf herkömmlichem Weg Karriere gemacht – die Ochsentour in einer Partei. Geert Wilders etwa begann nach dem Studium als Mitarbeiter des niederländischen Krankenversicherungs- und Sozialrates, bevor er als Redenschreiber zu einer rechtsliberalen Partei wechselte und dann selbst als Abgeordneter gewählt wurde. Das unterscheidet den Rechtspolitiker nicht von altlinken Populisten: Pablo Iglesias von der spanischen Podemos-Bewegung und Griechenlands Regierungschef Alexis Tsipras machten ihren Weg über die kommunistische Partei- und Verbandsschiene in ihren Ländern.

Was sie eint, ist die Überzeugung, dass ein unentschlossenes «Weiter so» schlimmstenfalls in eine Katastrophe führt. Damit liegen die Aussenseiter im Mainstream, weil immer mehr Wähler auch so denken und empfinden. Angela Merkel ist ihre unfreiwillige Inspiration: Mürrisch, einfalllos, uninspiriert und zugleich aufreizend selbstgefällig, verkörpert die ewige Kanzlerin Lähmung und Stillstand. Dieser Zustand sei alternativlos, hat sie selbst gesagt. Die Antipolitiker wollen sie Lügen strafen. ○

Neuer Islam

Von Henryk M. Broder —
Finanzminister Schäubles
«deutscher Islam».



Der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble ist ein Politiker, der sein Handwerk von der Pike auf gelernt hat. 1994 hat er von einem Waffenhändler 100 000 D-Mark als Spende für die CDU entgegengenommen und in seinem Schreibtisch «vergessen»; bis heute konnte nicht geklärt werden, wohin das Geld geflossen ist. Schäuble hat mehrere Gelegenheiten verstreichen lassen, die Kanzlerin zu entmachten. Das ist nicht seine Art. Er sagt nicht alles, was er weiss, aber wenn er etwas sagt, dann tut er es wohlüberlegt. Als er noch Innenminister war, hat er vor zehn Jahren die Deutsche Islam-Konferenz ins Leben gerufen, um die in Deutschland lebenden Muslime in die politische Verantwortung einzubinden. Zugleich war es ein Eingeständnis, dass es Probleme mit Muslimen gibt wie mit keiner anderen Ethnie oder Religionsgemeinschaft, die der Staat dermassen hegen und pflegen muss.

Nun ist Schäuble einen Schritt weitergegangen. Pünktlich zum Tag der Deutschen Einheit schrieb er in einem Beitrag für die *Welt am Sonntag*, er wünsche sich «die Entwicklung eines deutschen Islam, die Entwicklung eines Selbstgefühls der hier lebenden Muslime als Muslime in Deutschland, in einer freiheitlichen, offenen, pluralen und toleranten Ordnung». Es war vor allem ein Appell an die Muslime, die freiheitliche, offene, plurale und tolerante Ordnung der Bundesrepublik anzunehmen, auch wenn der Minister zugleich die Bio-Deutschen ermahnte: «Wir müssen uns den Wanderungsbewegungen unserer Zeit stellen.»

Ein «deutscher Islam» soll es also richten. Was aber unterscheidet einen deutschen Islam von einem saudi-arabischen, marokkanischen oder pakistanischen Islam? Sollen deutsche Muslime weniger als fünfmal am Tag beten? Sollen sie Dirndl statt Hidschab tragen, Bier trinken und Schweinskopfsülze essen? Reicht es nicht, wenn sie die für alle geltenden Gesetze befolgen?

Es hat schon mal zwei ähnliche Projekte gegeben: die Erfindung der «deutschen Christen» und der «deutschen Staatsbürger mosaischen Glaubens»; beide sind krachend gescheitert. So wird es auch dem deutschen Islam ergehen. Schäuble weiss es, und die Muslime wissen es. Aber gut, dass wir darüber gesprochen haben.

Kündigung der Bilateralen

Von Kurt Schiltknecht — Egal, was Wirtschaftsverbände und internationale Organisationen behaupten: Die Personenfreizügigkeit macht den Bürger ärmer.

Die Entwicklungen in der EU sind kein Ruhmesblatt. Seit der Finanzkrise vor acht Jahren leidet der Wirtschaftsraum unter hoher Arbeitslosigkeit, riesiger Staatsverschuldung und schwachen Banken. Die Probleme haben ihre Ursache vor allem in der Einheitswährung und im Versuch, Steuern und Gesetze zu harmonisieren. Europas Zukunft sieht düster aus. Umso erstaunlicher ist es, dass viele Politiker und Wirtschaftsvertreter in der Schweiz nur untätig zuschauen, wie sich die einheimische Wirtschaftspolitik immer mehr in die Abhängigkeit der europäischen begibt.

Die Vertreter der Exportwirtschaft scheinen viele davon überzeugt zu haben, dass ihre partikularen Interessen, etwa die bilateralen Verträge, die allein entscheidenden Faktoren für den Wohlstand seien. Diese einseitige Betrachtungsweise ist gefährlich. Bei einer passiven Übernahme von europäischen Regulierungen läuft die Schweiz Gefahr, im Sog der europäischen Wirtschaftspolitik vom Erfolgspfad abzukommen. Für den Erfolg der Schweiz ist es entscheidend, dass sie, soweit dies in einer globalisierten Welt möglich ist, eine eigenständige Politik verfolgt. Die Vor- und Nachteile von Verträgen mit der EU müssen laufend abwogen werden.

Zurzeit wird heftig über den freien Personenverkehr und die bilateralen Verträge diskutiert. Dieser Konflikt kann erst dann entschärft werden, wenn die Schweiz den freien Personenverkehr aufhebt. Trotzdem sollte schon jetzt überlegt werden, ob die mit der Aufkündigung der Verträge für einen Teil der Exportindustrie anfallenden Kosten es rechtfertigen, auf eine Regulierung der Zuwanderung zu verzichten. Bei einem sorgfältigen Abwägen würde man feststellen, dass ein Festhalten am freien Personenverkehr der Schweizer Wirtschaft langfristig mehr schadet als die Preisgabe der bilateralen Verträge.

Höhere Steuern und Sozialabgaben

Es ist weltfremd, zu glauben, dass das Problem der Zuwanderung mit dem «Inländervorang light» gelöst werden kann. Spätestens beim nächsten Konjunkturaufschwung wird sich dieser Lösungsansatz als illusorisch herausstellen. Die Kosten eines freien Personenverkehrs sind dagegen real und werden in vielen Bereichen unserer Gesellschaft und Wirtschaft anfallen.

Vor allem bei der Einwanderung von unqualifizierten Arbeitskräften fallen hohe Kosten an. Schlecht qualifizierte und wenig verdienende Arbeitskräfte belasten die auf Umverteilung basierenden Sozialwerke stark. Ebenso wenig können die durch die Zuwanderung anfallenden zusätzlichen Kosten für die Infrastruktur aus den Steuereinnahmen der unqualifizierten Zuwanderer finanziert werden. Höhere Steuern und Sozialabgaben werden unumgänglich sein und die Wirtschaft schwächen.

Noch schwerwiegender ist die Tatsache, dass mit einem unbegrenzten Zurückgreifen auf schlecht qualifizierte ausländische Arbeitskräfte der Strukturwandel gebremst wird. Die Schweizer Wirtschaft wird damit weniger produktiv, weniger wettbewerbsfähig und krisenanfälliger. Diese schmerzhaft Erfahrung machte die Schweiz bereits in den 1960ern und Anfang der 1970er Jahre.

Hinzu kommt, dass die Löhne der wenig qualifizierten Schweizer Arbeitskräfte durch die Zuwanderung tief bleiben. Dies wird dem vielgelobten sozialen Zusammenhalt nicht dienlich sein.

Es ist bemühend, wenn internationale Organisationen, Politiker und Journalisten den Erfolg der Wirtschaftspolitik immer noch am Wachstum des gesamten

Volkseinkommens messen und deshalb jede Zuwanderung als vorteilhaft einstufen. Für den Bürger ist jedoch das persönliche Einkommen entscheidend. Und dieses kann mit einer kontrollierten Zuwanderung viel besser gesteigert werden.

Im Hinblick auf den künftigen Wohlstand der Schweiz muss deshalb der Aufhebung der Personenfreizügigkeit der Vorzug gegeben und das Risiko einer Kündigung der bilateralen Verträge in Kauf genommen werden. Das bedeutet nicht, dass man mit der EU nicht weiter darüber verhandeln soll. Auch eine angeschlagene EU muss ein Interesse an geordneten Wirtschaftsbeziehungen mit Ländern wie Grossbritannien und der Schweiz haben. Ansonsten schneidet sie sich auf die Dauer ins eigene Fleisch. Eine Abkehr vom freien Personenverkehr bedeutet nicht, dass der Zuzug ausländischer Arbeitskräfte vollständig gestoppt wird. Mit einer Kontrolle soll nur die Zahl und Qualifikation der Zuwanderer geregelt werden. Dies erreicht man am besten, indem man das Recht, in der Schweiz zu arbeiten, versteigert.



Der Brexit-Fahrplan steht

Von Hansrudolf Kamer — Britannien hat die erste Phase nach der Brexit-Abstimmung gut überlebt. Dasselbe lässt sich von der EU nicht sagen. Die Premierministerin legt nun einen Verhandlungsplan vor.



Seit der Abstimmung über die EU-Mitgliedschaft in Britannien sind gut drei Monate vergangen, ohne dass die weitherum prognostizierte Katastrophe eingetroffen wäre.

Nun hat am Tory-Parteitag in Birmingham Premierministerin Theresa May einen Zeitplan vorgelegt, wann und wie das Land aus der Europäischen Union ausscheiden könnte.

Formelle Verhandlungen sollen Ende März beginnen mit einer Deadline von zwei Jahren, sofern die EU-Mitgliedstaaten nicht einer Verlängerung zustimmen. Ausserdem werde sie demnächst eine Vorlage einbringen, die das Gesetz über den Beitritt zu den Europäischen Gemeinschaften aus dem Jahr 1972 ausser Kraft setzen werde. Am Tag des Austrittes werde bestehendes EU-Recht britisches Recht, womit das Parlament dann die Möglichkeit habe, jedes einzelne Gesetz zu belassen, zu revidieren oder zu eliminieren. Der Europäische Gerichtshof habe dazu nichts mehr zu sagen.

So weit, so klar. Die Gegner des Brexit in Britannien und in Europa geben sich natürlich nicht geschlagen und hoffen noch immer, den ungeliebten Vorgang stoppen zu können. Zu diesen zählen etwa die Brüsseler Kommission und die Europäische Zentralbank, die immer wieder poltern, London werde keine Spezialbedingungen für den Zugang zum europäischen Markt aushandeln können.

Fantasielose Reaktion der EU-Mächtigen

Die gleiche Position hatten auch die Regierungen in Paris und Berlin eingenommen. Die Antwort von Theresa May darauf war eindeutig: «Wir haben darüber abgestimmt, die Europäische Union zu verlassen und ein unabhängiges, souveränes Land zu werden. Wir werden tun, was immer unabhängige, souveräne Länder tun. Wir werden selbst bestimmen, wie wir die Einwanderung kontrollieren. Und wir werden frei sein, unsere eigenen Gesetze zu erlassen.»

In einem realistisch konstruierten Europa der Vaterländer, wie es den Gründern vorgeschwebt hatte, hätte Theresa May offene Türen eingerannt. Es war nie die Absicht, nationale Traditionen und Identitäten in einem kosmopolitischen, postnationalen Gebilde aufgehen zu lassen. Das ursprünglich – im klassischen

Sinn – liberale Projekt hatte nur zum Ziel, die alten Gegensätze zu überbrücken und im Kalten Krieg gegen die Sowjetunion die Ressourcen möglichst zusammenzulegen.

Die gutfundierte Haltung der britischen Regierung ist auch das Resultat der fantasielosen Reaktion der EU-Mächtigen, die von Realismus und Pragmatismus in zwischenstaatlichen Beziehungen wenig Ahnung haben. Sie hatten schon dem damaligen Premierminister Cameron keine Plattform gegeben, auf der er die Abstimmung für die EU hätte gewinnen können.

Nun steckt vor allem Berlin im Dilemma. Angesichts des schwachen Wirtschaftswachstums und der Verpflichtungen aus den Euro-Rettungsmechanismen ist Deutschland auf den Handel mit Nicht-EU-Staaten angewiesen, mit denen es einen Handelsüberschuss erzielt. Die Niederlagen der CDU in den jüngsten Landtagswahlen belegen, dass der Kurs der Bundeskanzlerin Angela Merkel an Unterstützung verliert. Ihre Politik, bankrotte EU-Mitgliedstaaten zu «retten» und unkontrolliert Migranten nach Deutschland einreisen zu lassen, belastet Partei und Regierung. Für Berlin ist eine einträgliche Vereinbarung mit London wichtig geworden.

Theresa May machte klar, dass es keine Abstimmung im Unterhaus über den Beginn

der Brexit-Verhandlungen geben werde. Ob dies möglich ist, wollen die Gegner vor Gericht überprüfen lassen. Schliesslich erklärte sie unmissverständlich, dass die Regionalparlamente in Schottland, Nordirland und Wales eine beratende, aber nicht mitentscheidende Stimme hätten. Das wird die Separatisten allerdings nicht daran hindern, weiter ihr eigenes Süppchen zu kochen.

Boris Johnson, der gewitzte Aussenminister, gab am Parteitag eine Tour d'Horizon, die die Weltlage nicht beschönigte, aber einen optimistischen Ausblick auf «global Britain» eröffnete, das – von den Fesseln der EU befreit – seinen Einfluss geltend machen könne. Das Votum vom 23. Juni sei eine Wahl für wirtschaftliche und politische Freiheit gewesen.

Es sei wichtig, meinte Johnson, dem autoritären Trend auf der Welt entgegenzuwirken. Die Einsicht, man könne wirtschaftlichen Wohlstand und politische und gesellschaftliche Freiheit haben, werde stärker. Diese Welt brauche «global Britain». Das Empire gebe es nicht mehr, aber Britannien sei eine «soft-power super-power». Der Churchill-Biograf zitierte seinen Lehrmeister: «Künftige Imperien sind Imperien des Geistes.»

Der Brexit-Fahrplan steht. May betonte, es werde zu einem Abkommen zwischen einem unabhängigen, souveränen Vereinigten Königreich und der EU kommen. Es werde kein Norwegen-Modell und auch kein Schweiz-Modell geben. Britannien wird, wie sich May ausdrückte, die neugewonnene Unabhängigkeit nicht wieder wegverhandeln. Daran werden sich die Utopisten, die an ihrer europäischen Kopfgeburt ohne Rücksicht auf Verluste festhalten, die Zähne ausbeissen.



Kein Schweiz-Modell: Premierministerin Theresa May.

Hollywood Boulevard, Ringier Boulevard

Von Christoph Mörgeli

Nadja Schildknecht, Direktorin des höchst erfolgreichen Zurich Film Festival, erklärte es so: «Das Unternehmen NZZ pflegt die Werte, welche wir für das ZFF als richtig empfinden: Qualität und hohe Glaubwürdigkeit.» Zu hören bekam dies ausgerechnet der *Blick*, nachdem die Firma Ringier über Monate verzweifelt versucht hatte, das Zürcher Filmfestival zu kaufen. Nadja Schildknecht hätte gradeso gut sagen können: «Ein Medienunternehmen, das seine Seiten mit Anzeigen für Massagesalons füllt, entspricht nicht unserem Niveau. Sorry.»

Jetzt ist Ringiers Hofpublizist Frank A. Meyer ausser sich. In seiner Kolumne im letzten *Sonntagsblick* schäumte er ausnahmsweise nicht über einen neoliberalen dschihadistischen Populistenführer mit Harvard-Manager-Examen. Sondern über das Zurich Film Festival. Jene Firma, die seine Firma eben noch kaufen wollte, beschimpft er jetzt als «die Firma». Und schreit Skandal. Weil sich der NZZ-Verlag zu wenig daran stösst, dass das Festival ein paar Franken Subventionen bezieht. Wie wenn sich der Ringier-Verlag bei einem Kauf daran gestossen hätte.

Es ist aber auch gar zu hart. Da heisst das aktuelle Ringier-Geschäftsmodell doch längst nicht mehr spannender Journalismus. Sondern schlichter Billetverkauf fürs glimmernde, glitzernde, gleissende Showbusiness. Die bunten Heftli und Boulevard-Zeitungen sind nur noch dazu da, um die unter Vertrag stehenden Sternchen zu promoten. Doch Weltstars wie Hugh Grant, Oliver Stone, Uma Thurman und Daniel Radcliffe reisen ans Zurich Film Festival. Und Ringier bleibt auf Xenia Tchoumitcheva, Christa Rigozzi und Ottmar Hitzfeld sitzen.

Die grosse Welt des Zürcher Filmfestivals ist die schlimmstmögliche Bedrohung für Frank A. Meyers kleine Welt: Diese heisst Filmfestival von Locarno. Dort hält er Hof in Ascona an seinem «Dîner républicain» und verteilt den Hans-Ringier-Preis – meistens an den Europäer Gerhard Schröder. Dort stösst er sich nicht an vielen Millionen Filmsubventionen von Bund und Fernsehen SRF. Doch welche Stars folgen Meyers Einladung zum Spitzenbankett? Höchstens noch Alain Berset, Ruth Dreifuss und Moritz Leuenberger. Wo möchten Sie lieber hin? Ans glamouröse Star-Gipfeltreffen auf dem Sechseläutenplatz? Oder an die hochsubventionierte sozialdemokratische Klassenzusammenkunft im Tessin?

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schnee- und Gletschersterben

Von Peter Bodenmann — Heinz Karrer wird nach Axpo und Kuoni auch die Gletscher mit versenken.



Klamme Goldfinger: Economiesuisse-Präsident Karrer.

Das Waldsterben fand so, wie es kurzzeitig prognostiziert wurde, nie statt. Politisch ein nachwirkender Kollateralschaden. Noch heute hoffen viele, dass es mit dem real existierenden Schnee- und Gletschersterben irgendwie gleich geht wie mit dem Waldsterben.

Daraus wird nichts: Die Winter werden immer kürzer. Die Schneedecken immer dünner. Die Gletscher schmelzen. Und jetzt rutschen die Hänge grossflächig. Die Geologen bekommen immer mehr Arbeit. Die Veränderungen im Alpenraum sind dramatisch.

Eine neue Studie der Universität Neuenburg und des zuständigen Bundesamts hat die Fakten für alle notorischen Klimaleugner zusammengetragen: Die Wintersaison beginnt – verglichen mit 1970 – 12 Tage zu spät. Und hört 25 Tage zu früh auf. Die Schneedecken verloren im Durchschnitt einen Viertel ihrer Mächtigkeit.

Als James Bond 1964 im Film «Goldfinger» über die Furka bretterte, reichte der Gletscher noch bis zum ehemaligen Seiler-Hotel «Belvédère». Das Hotel ist zu. Der Gletscher ist weit weg. Und rasend schnell bildet sich auf 2200 Metern über Meer ein – wegen drohender Gletscherabbrüche – gefährlicher Gletschersee.

Gletscher und Schneefelder sind ein Stück Schweiz, ein Stück Heimat, um deren Sterben sich fast niemand kümmert. Bei der Eröffnung des Unesco-Welterbe-Zentrums in Naters fehlte Greenpeace. Dafür durfte Stiftungsratspräsi-

dent Heinz Karrer um das Gletschersterben herumreden. Kurz darauf rächte sich Mutter Natur. 200 Millionen Kubikmeter Fels kommen entlang dem Aletschgletscher ins Rutschen. Tempo des rutschenden Hangs: bis zu 20 Zentimeter pro Tag. Dies alles, weil Karrers Welterbe-Aletschgletscher noch schneller stirbt, als alle Prognosen voraussagten.

Karrer hat als Axpo-Chef nicht begriffen, welches Potenzial Sonnenstrom und Windkraft haben. Er setzte auf Atom, Gas, Kohle plus Pumpspeicherkraft. Linth-Limmern ist eine pharaonische Fehlinvestition in den Glarner Alpen. Deshalb muss die Axpo jetzt Wasserkraftwerke verkaufen, um die Karrer-Löcher zu stopfen. Ironie dieser Geschichte: darunter auch Anteile des Kraftwerks Electra-Massa, das die Wasser des Aletschgletschers turbinieren.

Karrer hat nach der Axpo den Tourismuskonzern Kuoni mit in den Sand gesetzt. Und er bekämpft als Präsident von Economiesuisse – immerhin für einmal erfolgreich – eine wirkliche Energiewende. Karrer wird auch das Unesco-Dialog-Center absehbar mit in den Sand setzen. Weil der Unbelehrbare seine Goldfinger nicht in die Wunde des Gletschersterbens legen will und darf. Um aus dem Dialog-Center ein eiskalt erfolgreiches Anti-Gletschersterben-Zentrum zu machen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Mythos des Duells

Von Kurt W. Zimmermann — Das TV-Duell ist die letzte Hoffnung der Medien, auf dieser Welt doch noch etwas zu bewegen.

Für Barack Obama war es ein Desaster. Nur 25 Prozent der Zuschauer sagten, er habe das TV-Duell gewonnen. Den Gegenkandidaten Mitt Romney sahen hingegen 67 Prozent der Amerikaner vorn.

Das war Anfang Oktober 2012. In den Kommentaren am nächsten Tag war für die Zeitungen klar. Mitt Romney war als nächster US-Präsident in bester Ausgangslage. «Obama war genervt und verloren», kommentierte etwa die *Washington Post*.

Im Wahllokal kam dann alles ein bisschen anders, wie man weiss.

Das TV-Duell zwischen Romney und Obama brachte vor vier Jahren die höchste Einschaltquote, seit sich 1980 Jimmy Carter und Ronald Reagan gegenüberstanden. Über 67 Millionen schauten zu. Parallel übertrugen, wie stets, alle grossen US-Sender wie ABC, NBC, CBS, CNN und Fox.

Die *election debate* zwischen Donald Trump und Hillary Clinton erreichte nun sogar den neuen Rekordwert von 80,9 Millionen Zuschauern. Nur der Football-Final, der Superbowl, hatte in den USA eine noch höhere Quote.

Diesmal war die erste Runde für Donald Trump ein Desaster. Nur 17 Prozent der Zuschauer sagten, er habe das TV-Duell gewonnen. Die Gegenkandidatin Hillary Clinton sahen hingegen 53 Prozent der Amerikaner vorn.

Wieder brach unter den Kommentatoren eine epische Interpretation der Gesprächsanlage aus. Jeder Zwischenruf, jedes Zögern und jedes Zucken der Augenbraue wurde von den Journalisten zum wahlentscheidenden Zwischenfall hochgeblasen. Zusätzlich befeuert wurde die Aufregung, nachdem die Aufsichtskommission festgestellt hatte, dass man Trump ein defektes Mikrofon untergeschoben hatte.

TV-Duelle sind ein Mythos. Sie sind der Mythos, dass über grosse TV-Shows in den Medien heute noch Politik gemacht und bewegt werden kann. Es wäre der Beweis, dass Fernsehen einen Rest an Ernsthaftigkeit bewahrt hat und nicht zur reinen Knalltüte geworden ist. Darum liebt die Branche diese hehre Vorstellung.

Das Gegenteil ist auch ausserhalb der USA längstens belegt. Die legendären Rededuellen zwischen Christoph Blocher und Peter Bodenmann am Schweizer Fernsehen haben nicht einen einzigen SVP-Wähler zu einem SP-Wähler gemacht. Das Kanzlerduell Angela Merkel gegen Peer Steinbrück von 2013, das in Deutschland auf allen fünf grossen Sendern



Hinter dem Komma: Trump, Clinton.

zugleich zu sehen war, verschob das Wahlergebnis nicht einmal hinter dem Komma.

Die Wirkungslosigkeit von Fernsehdebatten liegt darin, so zeigen Studien, dass die Zuschauer genau zwischen Show und Realität zu unterscheiden wissen. Das Publikum anerkennt zwar durchaus, dass Bodenmann, Steinbrück oder Clinton an diesem Abend gut in Form waren. Aber das ist noch lange kein Grund, sie auch zu wählen. Für das Publikum zählt die politische Haltung und nicht der Glamour vor der Kamera.

Ironischerweise glauben die Journalisten das Gegenteil. Ausgerechnet die Spezialisten für Inhalte glauben, dass Wahlen durch Äusserlichkeiten in Rundfunksendungen entschieden werden.

Dieser Irrglaube fusst auf dem ersten Rededuell der TV-Geschichte, jenem zwischen John F. Kennedy und Richard Nixon im Jahre 1960. Nixon kam aus dem Spital, hatte zwölf Kilo abgenommen und war schlecht rasiert. Es war das einzige Thema, das die Medien interessierte. Daraus entstand die historische Überhöhung des Duell-Formats. De facto hatte der Trend schon lange zuvor zu Kennedys Demokraten geschwenkt. Aber das hätte den Mythos zerstört.

Wir schliessen daraus, dass Hillary Clinton Präsidentin wird. Sie kann sich im letzten TV-Duell auch ein Desaster leisten. Es hat keinen Einfluss auf die Wahl.

Kopfhörer

Von Beatrice Schlag — Lasst mich alle in Ruhe.

Fahren in öffentlichen Verkehrsmitteln und Fliegen sind entschieden langweiliger geworden, seit fast alle Passagiere ausser den weisshaarigen Knöpfe in den Ohren haben, aus denen meist unerfreulich eintönige Zischgeräusche kommen. Nicht, dass man früher mit den Sitznachbarn angeregte Gespräche geführt hätte. Das war in Europa, soweit ich weiss, nur in Italien anders, weil Italiener selten schwiegen, wenn sie genauso gut etwas sagen konnten.



Das war manchmal vergnüglich, aber genauso oft nervig, weil Menschen mit grossem Mitteilungsdrang selten brennend interessant sind. Ausserhalb Italiens war die Vor-Kopfhörer-Ära vor allem deswegen anregend, weil eine Kommunikation theoretisch hätte stattfinden können, wenn sich die Menschen ringsherum nicht gleich hinter einer Zeitung oder einem Buch unsichtbar gemacht hätten. Jetzt stecken die Knöpfe bereits beim Einsteigen in den Ohren und sagen einem: «Es soll ja keiner mit mir reden wollen.»

Vor ein paar Wochen geisterte der Blog eines Mannes durch verschiedene Social Media, der Männern Ratschläge erteilte, wie ein Mann eine attraktive Frau, die allein unterwegs ist, dazu bringen kann, ihre Kopfhörer abzunehmen, damit er mit ihr reden kann. Der Blog war ein bisschen selbstgefällig, im Sinn von: «Wenn ich freundliche Handsignale sende, wirst du doch so nett sein, kurz deine Stöpsel aus den Ohren zu nehmen.» Aber nicht so selbstgefällig, dass er die einhellige Empörung der Frauen erklärte, die darauf reagierten. Der harsche Tenor war: «Es gibt wenige so eindeutige Signale, dass eine Frau nicht gestört werden will, wie das Tragen von Kopfhörern. Mann, hast du's nicht kapiert?»

Ich verstehe da etwas nicht. Meine Ohren vertragen keine Knöpfe. Und keiner will mit Kopfhörern ins Tram, mit denen man aussieht, als käme man vom Schiessplatz, selbst wenn man Lust auf Musik hätte. Also schiele ich auf benachbarte Handys, weil die Menschen mit den Knöpfen in den Ohren fast immer auch ein Handy in der Hand halten. Meist checken sie SMS, Yahoo oder Facebook. Dann folgen Tinder oder Parship. Mit keinem Blick für die, die um sie herumsitzen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf eine Frau einem Mann im Restaurant in den Mantel helfen?

Robert Hadorn, Münchenbuchsee

Nein, warum sollte sie das wollen? Männern ist ohnehin immer zu warm. Aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Wenn die Frau es also mit einem Augenzwinkern macht und der Mann ebenfalls nicht ironiefrei ist: ausnahmsweise. Wenn der Mann alt und krank ist und die Frau jünger, darf sie ihm ebenfalls in den Mantel helfen. Weibliche Servicekräfte dürfen es grundsätzlich. Ansonsten kommt die Aktion tendenziell blöd und ist mit grosser Wahrscheinlichkeit während der Ausführung mindestens einem von beiden peinlich.

Claudia Schumacher

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Hütet euch vor denen zu Bern, die es satt sind, immer auf das Volk hören zu müssen.» *Ferdinand Schwestermann*

Nach wie vor sexy

Nr. 39 – «Die Franzosen haben Lust auf Krieg»; Urs Gehriger und Roger Köppel im Gespräch mit Michel Houellebecq

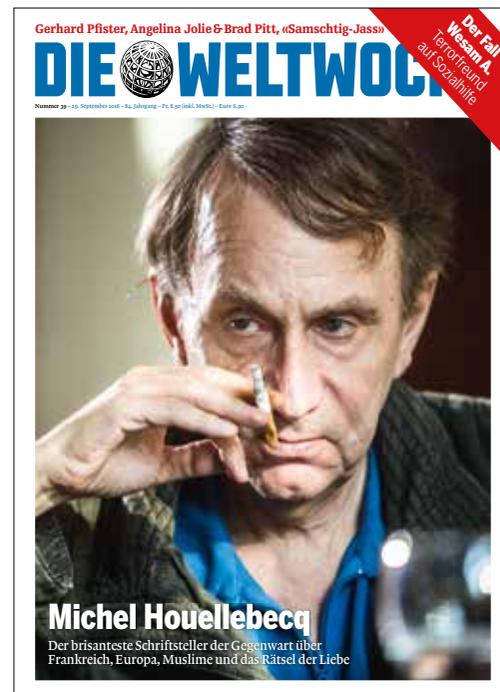
Houellebecq mag in vielem recht haben, zum Beispiel was die Beziehung der Intellektuellen zur Linken, zu Marine Le Pen oder zu Sarkozy anbelangt. Aber in zwei Dingen irrt er bestimmt: Erstens, die Franzosen wollen keinen Krieg, weder gegen die Islamisten oder gegen sonst jemanden, sie haben davon in ihrer Geschichte genug gehabt. Die Islamisten wollen sie loswerden, und sie beteiligen sich daher an der militärischen Koalition gegen den Dschihad; mit den «normalen» Muslimen gibt es keine Probleme. Und zweitens: In den Städten tragen Mädchen und Frauen im Sommer nach wie vor sexy Kleider, ob das den Extremisten passt oder nicht. *Marianne Levron, Online-Kommentar*

Das Volk ernst nehmen

Nr. 39 – «Chor der Verfassungsbrecher»; Hubert Mooser über den Umgang mit der Masseneinwanderungsinitiative

Als im März 2001 das Volk und die Stände die Volksinitiative «Ja zu Europa!» massiv ablehnten, stellte der Bundesrat fest, dass die Voraussetzungen für die Aufnahme von Verhandlungen im Hinblick auf einen Beitritt der Schweiz zur EU bei weitem nicht erfüllt sind. Trotzdem arbeitete die *Classe politique* hinter unserem Rücken fleissig weiter an einer Integrations- und Beitrittsformel für die Schweiz. Erst 2016 wurde, auf Druck der SVP, das Beitritts-gesuch endlich formell zurückgezogen. Heute will man die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) nicht gemäss Volkswillen umsetzen, denn sie stört anscheinend das gute Verhältnis zur EU. Dieser Schmusekurs ist nicht nachvollziehbar, weder wirtschaftlich noch sozial. Nach wie vor sind wir ein freies Volk und entscheiden eigenständig – doch leider wollen Teile der CVP, der FDP und die SP im Besonderen einen Beitritt zur EU auf Biegen und Brechen. Die MEI wird in «light» umgewandelt, und ein institutionelles Rahmenabkommen, das uns fremde Richter beschert, wird weiterverhandelt. Daher gilt: Hütet euch vor denen zu Bern, die uns Schweizerinnen und Schweizer schon lange verraten haben und die es satt sind, immer auf das Volk hören zu müssen. Doch gerade deshalb ist unser einzigartiges Wahlrecht in unserer freien Demokratie zu verteidigen und sind die betroffenen Politiker zu Bern so lange an der Urne abzustrafen, bis auch diese Herrschaften endlich die Stimme des Volkes ernst nehmen.

Ferdinand Schwestermann, Wädenswil



«Koalition gegen den Dschihad».

Gauner helfen Gaunern?

Nr. 39 – «Justiz hintertreibt Ausschaffungen»; Philipp Gut über Richtlinien der Staatsanwälte

Man kann sich fragen, ob es einen Grundsatz «Gauner helfen immer Gaunern» gibt. Das ist aber nicht immer so, denn es gibt Situationen, in denen sich Gauner gegenseitig bis auf den Tod bekämpfen. Aber in diesem Falle profitieren ja beide Seiten: Die Justiz kann aufgebläht werden, die Gauner lachen sich ins Fäustchen – und am Ende bezahlt der Steuerzahler. Man kann sich ohnehin fragen, ob die Justiz heute noch etwas mit Recht zu tun hat oder ob sie nur noch der Politik dient. Der einzige Trost: Im Ausland ist es noch schlimmer. Danken wir den demokratischen Rechten, die es dem Volk erlauben einzugreifen! Verteidigen wir diese bis zum letzten Blutstropfen!

Max Bürkli, Emmen

Seit wann ist die Konferenz der Staatsanwälte eine gesetzgebende Versammlung? In der EU sind dies verschiedene solche Versammlungen, oft im jeweiligen Land demokratisch gewählte Minister, aber kein Gremium, das als Ganzes Gesetze vorschlagen, gar durchsetzen kann. So hat etwa die Erziehungsdirektorenkonferenz das Harnos-Konkordat für die Deutschschweiz beschlossen. Immerhin konnte in den Kantonen darüber abgestimmt werden, da die Schulhoheit bei denselben liegt. Wenn die Konferenz der Staatsanwälte nun bindende «Richtlinien» für die Interpretation von «Härtefällen» vorgibt, liegt das si-

cher nicht in ihrer Kompetenz, die liegt auch hier bei den Kantonen. Zusätzlich gibt es die Justizdirektorenkonferenz ohne legislativen Auftrag. Die wird wohl bald ihre eigenen Richtlinien vorstellen. So entstehen lauter Gummiparagrafen, die je nach Geschmack und politischer Einstellung interpretiert werden können. EU sei Dank.

Verena Guran-Fierz, Zumikon

Wort des Lebens

Nr. 38 – «Als das Leben schwierig wurde»; Carel van Schaik und Kai Michel über die Bibel als Tagebuch der Menschheit

Ich bin mit den Autoren darin einig, dass die Bibel als von Menschen kanonisiertes Buch nicht «Gottes Wort» ist. Dieser Titel steht – so das Selbstzeugnis der Heiligen Schrift – allein Jesus Christus zu. Die Bibel bezeichnet ihn als das «Wort des Lebens», nennt ihn das «Wort Gottes» (Offenbarung 19,13) und spricht diesem «lebendig gewordenen Wort Gottes» eine Rolle zu, die bereits zu Beginn der Schöpfung in Geltung stand (Johannes 1,1–5). Die uns heute vorliegende Bibel besteht aus Worten, die sogar «töten» können («Die Schrift bringt um!», 2. Korinther 3,6). Pure Bibelgläubigkeit, wie sie oft in evangelikalen und fundamentalistischen Kreisen vorzufinden ist, richtet deshalb mehr Schaden als Nutzen an. Deshalb bestand ein

Mitauftrag von Jesus auch darin, uns Menschen von derartigen pharisäerhaften Mechanismen zu befreien und vielmehr einen Glauben vorzuleben und zu lehren, bei dem es um unsere Herzen geht.

Urs-Heinz Naegeli, Schiers

Die Autoren beweisen mit ihrem Artikel nur Folgendes: Wer keinen Gott finden will, wird es auch nicht. Aber auf keinen Fall sollten sie der Illusion erliegen, sie hätten den Beweis geliefert, dass die Bibel nicht Gottes Wort sei. Dazu hätten die beiden wenigstens ihre Brillen mit den integrierten Scheuklappen absetzen sollen, bevor sie unzählige historische Fakten unreflektiert und unwissenschaftlich übergehen. Mir stellt sich nur eine Frage: Wozu so viel oberflächliche Mühe? Trotzdem empfehle ich den Autoren, am Thema dranzubleiben. Die Bibel verspricht, dass das Wort Gottes lebendig ist. Wer weiss, vielleicht kann es sie doch noch eines Tages erreichen.

Andrea Gehring, Schlattigen

Vergebung und Ablass

Nr. 38 – «Unbefleckte Empfängnis»; Hubert Mooser über Christophe Darbellay

Der gläubige Katholik Darbellay braucht sich ja keine Asche aufs Haupt zu streuen. Erstens, weil er dem Dogma der römisch-katholischen

Kirche Gehorsam geleistet und beim brisanten Politik-Kultur-Beischlaf nicht verhütet hat. Zweitens, weil er bei Wählerveranstaltungen immer wieder darauf hingewiesen hat, dass die demografische Entwicklung und die Finanzierung der Sozialwerke mehr Kinder erforderten. Das nennt man konsequentes Politisieren. Sicher werden ihm, dem Mitglied eines Promi-Clans, die Walliser Pfarrherren vergeben und Ablass gewähren und weiterhin die Sakramente spenden. Im Gegensatz zu geschiedenen Katholiken und Katholikinnen.

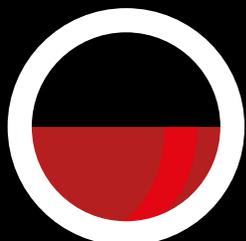
Roger E. Schärer, Feldmeilen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

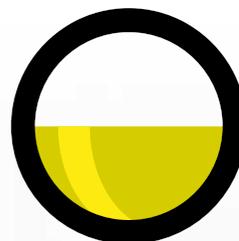


BASLER
Weinmesse

BOUQUET
DER
AROMEN

29. Oktober bis 6. November 2016

Halle 2.1, Messe Basel | baslerweinmesse.ch



BASLER
feinmesse

BOUQUET
DER
SINNE

3. bis 6. November 2016

Halle 2.1, Messe Basel | feinmesse.ch

100 JAHRE
ZUKUNFT

M
.CH

100 JAHRE
ZUKUNFT

M
.CH



Friedensmission auf Erden: neue Staatssekretärin Baeriswyl, Aussenminister Burkhalter.

Burkhalters linke Flanke

Der Bundesrat hat die brüsselfreundliche Basler Sozialdemokratin und Feministin Pascale Baeriswyl zur Staatssekretärin im Aussendepartement ernannt. Die Begeisterung bei den Bürgerlichen kennt Grenzen.

Von Hubert Mooser

Sie sieht fast aus wie die jüngere Schwester von alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, die neue Staatssekretärin des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Pascale Baeriswyl. Und beim Medienauftritt am letzten Freitag wirkte sie so entschlossen und ehrgeizig wie die frühere Finanzministerin.

Sie ratterte ihren Lebenslauf fehlerlos und überzeugt von sich selber herunter, beschrieb stolz ihre Lehr- und Wanderjahre auf der Schweizer Botschaft in Hanoi, bei der Schweizer Mission in Brüssel und als EDA-Diplomatin bei der Uno in New York. Sie überhöhte ein wenig ihre bisherigen Rollen im diplomatischen Dienst, parierte souverän auf Deutsch wie auf Französisch die Fragen der Journalisten. Und sie tischte mächtig auf, wenn ihr Beziehungsnetz zum EU-Apparat in Frage

gestellt wurde. Erst letzte Woche habe sie mit einem EU-Vertreter getafelt, liess sie durchblicken.

Einen Patzer leistete sie sich, als sie die Bedeutung ihres Jobs in einem originellen Vergleich herausstreichen wollte: «Das Staatssekretariat des EDA ist ein bisschen das Herz der Schweizer Aussenpolitik, da, wo der Puls schlägt.» Davon ist man aber eigentlich immer ausgegangen.

Bisher ohne tragende Rolle

Wenn man so will, wird die Sozialdemokratin Baeriswyl in zwei Monaten hinter dem freisinnigen Aussenminister Didier Burkhalter die mächtigste Frau im EDA sein. Sie soll ab dem 1. Dezember 2016 als Chefdiplomatin den in Ungnade gefallenen bisherigen Stelleninhaber

Yves Rossier, der Botschafter in Moskau wird, ablösen. Das ist für die engagierte Feministin ein Karrieresprung, über den man in Bern und im Parlament fast ungläubig den Kopf schüttelt. «Gab es denn keine anderen

Die SP-Vertreter jubeln: «Bundesrat Burkhalter hat mit dieser Nominierung Mut bewiesen.»

Bewerber?», fragt maliziös FDP-Aussenpolitiker Walter Müller. Baeriswyl war die Nummer drei in der Direktion für Völkerrecht. Sie hat in der Schweizer Aussenpolitik noch keine tragende Rolle gespielt. Bei ihrem Auftritt im Medienzentrum wurde sogar der Familienname auf dem Namensschild falsch angeschrieben.

Aber offenkundig schwang sie bei der Auslese obenauf. Sie habe von allen Bewerbern in allen Sparten am besten abgeschlossen, betonte Burkhalter mehrmals. Die neue Staatssekretärin sei wie massgeschneidert für die neue Strategie der Schweizer Aussenpolitik. Das lässt aufhorchen: Führungserfahrung ist offenbar bei dieser neuen Strategie keine Notwendigkeit. Mindestens in dieser Sparte verfügt die Dame nämlich über keinen berauschenden Leistungsausweis. Sie hat in ihrer bisherigen Karriere nie mehr als zwei bis drei Leute unter sich gehabt.

Auch das Parteibüchlein der neuen Staatssekretärin gibt einiges zu reden. Müller wundert sich: «Es ist von der Symbolik her ein merkwürdiges Signal, wenn der Bundesrat eine SP-Vertreterin an die Spitze der Schweizer Aussenpolitik hievt, wo man doch weiss, dass die SP-Vertreter Euro-Turbos sind.» Die Schweizer wollten jedoch keinen EU-Beitritt. SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz sieht in der Ernennung von Pascale Baeriswyl nur eine logische Folge von Burkhalters EU-Plänen. «Sie ist eine linke EU-Turbine zur Beschleunigung von Burkhalters Ziel, die Schweiz an die EU anzubinden», poltert der Berner. Nur die SP-Vertreter jubeln. «Bundesrat Burkhalter hat mit dieser Nominierung Mut bewiesen», freut sich der Genfer SP-Nationalrat Carlo Sommaruga und schwärmt von den Qualifikationen der neuen Chefdiplomatin.

Bundesrat Burkhalter machte nicht einmal Anstalten, das parteipolitische Kalkül im Hintergrund zu verschleiern. Freilich verwies er auf das strenge Auswahlverfahren, um dann aber gleich anzufügen, SP und FDP hätten schon in der Vergangenheit eine gute Zusammenarbeit gepflegt. Nur hatte Burkhalter in erster Linie wohl nicht das EU-Dossier vor Augen, als er Baeriswyl als Rossier-Nachfolgerin dem Bundesrat vorschlug. EU-Chefunterhändler Jacques de Watteville gibt hier bis Mitte 2017 weiter den Takt vor. Ob danach Baeriswyl übernimmt, steht in den Sternen – auch wenn der Präsident der Aussenpolitischen Kommission, Roland Büchel, dies erwartet.

In der EU-Politik hat der Gesamtbundesrat dem Aussenminister längst die Zügel aus der Hand genommen – indem man dem Aussenminister mit Jacques de Watteville mehr oder weniger einen EU-Chefunterhändler aufzwang und so EDA-Staatssekretär Rossier zurückband. Als Chefdiplomatin soll Baeriswyl vor allem Burkhalters Friedensmission auf Erden orchestrieren. Das EU-Dossier ist dem Aussenminister mehr Last als Lust – insbesondere seit er gemerkt hat, dass eine nähere Anbindung an die EU über einen Rahmenvertrag und mit fremden Richtern nicht mehrheitsfähig ist. Lieber inszeniert er sich als internationaler Friedensstifter – zumal ihm selber auch Ambitionen auf ein Uno-Pöstchen in New York nachgesagt werden.

Für seine neue Staatssekretärin ist Burkhalter fast schon eine Lichtgestalt. Mehrmals pries sie ihn am letzten Freitag für sein Engagement als Aussenminister und als Präsident der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) in den höchsten Tönen – als müsste sie ihm auch jetzt noch beweisen, dass sie die richtige Wahl war. Baeriswyl tickt wie Burkhalter: Seit sie im diplomatischen Dienst steht, ist sie beseelt von der Idee, sie müsse die Welt retten und die Türen für Migranten weit aufsperrn.

Wie eine Tapferkeitsmedaille

Baeriswyl ist in Basel aufgewachsen, studierte Jus mit Spezialisierung auf EU-Recht. Politisch engagierte sie sich in der SP Basel. Ihr grosses Thema: Gewalt gegen Frauen. «Sie war

Im Jahr 2000 vollzog sie einen radikalen Wechsel und schlug eine Diplomatenlaufbahn im EDA ein.

politisch hauptsächlich hinter den Kulissen und in den Quartiervereinen tätig», erinnert sich der Basler SP-Nationalrat Beat Jans, der mit Baeriswyl vor Jahren in einer SP-Band spielte. «Das war ein Parteiprojekt», erinnert er sich. Jans spielte Schlagzeug, Baeriswyl Klavier und Saxofon. Die rote Kapelle gibt es inzwischen nicht mehr. Jans beschreibt Pascale Baeriswyl als gescheite Juristin mit sehr viel Charme. Sie sei eine echte Powerfrau, die selbst beim Laufen stets einen zünftigen Zacken draufhabe.

Die neue Staatssekretärin arbeitete zuerst als Richterin am Zivilgericht Basel-Stadt. Im Jahr 2000 vollzog sie einen radikalen Wechsel und schlug eine Diplomatenlaufbahn im EDA ein. Die internationale Politik, die Diplomatie seien immer schon ihre grosse Leidenschaft gewesen, sagt sie heute. Danach schleppte sie ihre Familie als Diplomatin durch die halbe Welt. Während ihrer Zeit in der Schweizer Uno-Mission in New York berichtete sie in einer Kolumne der *Basler Zeitung* regelmässig über ihr Leben in den USA. Sie entsetzte sich darin über die Armut und das Schulsystem, zeigte sich begeistert von der Weltoffenheit New Yorks, schämte sich für die Igel-Mentalität der Schweiz, philosophierte über die geballte Ladung Weltgeschichte in der Uno-Mission. Kurzum: viele Banalitäten aus dem Alltag mit wenig Fleisch am Knochen.

Auf eines ist Baeriswyl bis heute besonders stolz: dass sie im diplomatischen Dienst Karriere und Familie unter einen Hut brachte. Das trägt sie vor sich her wie eine Tapferkeitsmedaille. Das ist aber anderen im EDA auch schon gelungen – zum Beispiel der Schweizer Botschafterin in Deutschland, Christine Schraner Burgener, und ihrem Ehemann, der ebenfalls Botschafter ist. Das Paar hat sich lange Zeit auf

der diplomatischen Odyssee um den Globus den Botschafterjob jeweils geteilt und damit in der Schweiz bisweilen Aufsehen erregt.

Völkerrecht geht ihr über alles

Die Menschenrechte sind das grosse Thema der neuen Staatssekretärin. Die sprachgewandte Juristin führte auch den Menschenrechtsdialog mit China. Das hat Spuren hinterlassen. Bei jedem zweiten Wort, das ihr über die Lippen kommt, ist entweder von den Menschenrechten oder vom Völkerrecht die Rede. Ihre Direktion war es, welche die Durchsetzungsinitiative der SVP, die Anfang dieses Jahres von den Stimmbürgern abgelehnt wurde, zuerst für ungültig erklären wollte, weil sie angeblich das Völkerrecht ritze. Ihr Credo lautet: Das Völkerrecht schützt kleine Staaten wie die Schweiz vor den Übergriffen grosser Staaten.

Wenn es um die Umsetzung ihrer Ziele geht, dann kennt Baeriswyl kein Pardon – auch wenn Arbeitsplätze dadurch verlorengehen. Im letzten Herbst pochte sie bei der Ausfuhr von Rüstungsgütern bei Burkhalters Departement auf eine verschärfte Auslegung der bisher gängigen und vom Bundesrat abgesegneten Praxis. Insbesondere die Direktion für Völkerrecht wollte bei der Ausfuhrbewilligung ausschliesslich auf das humanitäre Völkerrecht abstellen, was den bisherigen Gepflogenheiten grundsätzlich widersprach. Wochenlang tobte ein heftiger Streit zwischen dem Wirtschaftsdepartement von Johann Schneider-Ammann, wo man der Industrie die entsprechende Ausfuhrbewilligung erteilen wollte, und dem EDA von Didier Burkhalter, wo man sich dagegenstellte. Hinter dem Widerstand im EDA stand vor allem eine Person: die Nummer drei in der Direktion für Völkerrecht, Pascale Baeriswyl. Nun ist sie sogar Staatssekretärin geworden. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Höhere Berufsbildung**
Langer, harter Kampf
des sgV endlich belohnt
- **Altersvorsorge 2020**
Der Kampf um eine
stabile AHV geht weiter
- **Atomausstieg**
Eine völlig unnötige,
ideologische Hauruck-
Übung

www.gewerbezeitung.ch

Von Beton und Bettwanzen

Das Parlament beriet die Altersvorsorge, die Masseneinwanderung und die Energiezukunft. Daneben beschäftigte es sich mit Hunden, Bibern und anderen Tieren.

Der grosse Sessions-Check von Peter Keller und Markus Schär

Gewiss, das Parlament konnte sich in der Herbstsession auch bei den brennenden Problemen der Stunde austoben wie Burkaverbot, Biberschäden oder Bahnhöfläden. Daneben musste es sich aber gleich mit den drei wichtigsten Themen dieser Legislatur herumplagen: Der Nationalrat zwängte gegen die SVP durch, wie er die Masseneinwanderungsinitiative (nicht) umsetzen will, und baute gegen den Ständerat und seine eigene Kommission die Altersvorsorge um. Und beide Räte gossen so viel Honig auf die Energiestrategie 2050, dass sie durch eine allfällige Abstimmung flutschen sollte. «Was will das Volk?», fragten sich die Parlamentarier bei der Altersvorsorge und der Energiestrategie stets. Bei der Masseneinwanderung wussten sie schon, was das Volk will. Und sie machten: nichts.

Das umstrittenste Geschäft

«Radikale Positionen gefährden fahrlässig das wichtigste Sozialwerk der Schweiz», schimpfte Nationalrat Martin Landolt (BDP) auf Twitter: «Kein Fortschritt ohne Kompromisse.» Der Präsident der Kleinpartei kann ein Jahr nach den Wahlen immer noch nicht fassen: Als Kompromiss gilt nicht mehr, was eine knappe Mehrheit von Linken, CVP und BDP durchdrückt – bei der Altersvorsorge noch mit FDP-Ständerätin Christine Egerszegi ausgeklüngelt. Und bei der Suche nach Mehrheiten kommt es nicht mehr auf die BDP an.

Im Nationalrat, der die künftige Altersvorsorge dreizehn Stunden lang durchkaute, wissen alle, dass die Vorlage letztlich vor dem Volk bestehen muss. Aber SVP, FDP und GLP, die sich dank der neuen Kräfteverhältnisse durchsetzen, wollen die Mehrheit nicht wie der Ständerat mit 70 Franken mehr für die Neurentner kaufen. Wenn er den schon Pensionierten sage, sie bekämen nicht mehr, erzählte Thomas de Courten (SVP), dann lehnten sie den Vorschlag ab. Deshalb bastelte die neue Mehrheit im Nationalrat einen Vorschlag, den der *Tages-Anzeiger* als «ein Kaleidoskop aller denkbaren antilinken Provokationen» verschrie. Entscheidend für das Sichern der Alterswerke ist aber vorläufig nur das Erhöhen des Rentenalters für die Frauen auf 65 Jahre und das Absenken des Umwandlungssatzes von 6,8 auf 6 Prozent. Bei diesem Kompromiss dürfte sich das Parlament finden, wenn es – nach vier Jahren taktischer Winkelzüge – in der Wintersession das Paket verschnürt. Und dieser Kompromiss sollte auch vor dem Volk bestehen, ohne jede radikale Position.

Der blödste Spruch

And the winner is: Nationalrat Jean-François Steiert (SP). Der als Freiburger perfekt Zweisprachige nahm in der Debatte um die Altersvorsorge für seine Fraktion Stellung, auf Französisch. Verena Herzog (SVP) fragte nach, ob sie ihn richtig verstanden habe. Und Steiert frotzelte: «Sie haben mich richtig verstanden, und das zeigt, dass Sie für eine Thurgauerin ausserordentlich gute Französischkenntnisse haben; dazu kann ich Ihnen nur gratulieren.» Verena Herzog, 60, ist in Winterthur aufgewachsen, ohne Frühfranzösisch. *Quod erat demonstrandum.*

Das grösste Spektakel

Selten lässt sich dem eidgenössischen Parlamentsbetrieb Unterhaltungswert nachsagen, wenn die Langredner beim Ablesen ihrer Manuskripte mit Fallformen, Relativpronomen und Schachtelsatzkonstruktionen kämp-

fen. Ein simples Instrument aber sorgt oft für etwas Auflockerung: die kurze Nachfrage an einen Votanten. Einige Parlamentarier laufen erst dann zur Hochform auf, wenn sie so mit Kontrahenten Pingpong spielen können.

Die Talente geraten bei Nachfragen nicht in Verlegenheit, sondern können mit ihren Argumenten nachdoppeln und sich mit Sachverstand und Schlagfertigkeit auszeichnen. Es ist auch nicht verboten, Kollegen aus der eigenen Fraktion Nachfragen zu stellen. Diesen Showeffekt nutzten in der Debatte um die Zuwanderung – vor den live übertragenden Kameras von SRF – als Pioniere die SVP-Parlamentarier. Sie standen Schlange, um ihrem Sprecher Adrian Amstutz Fragen zu stellen wie: «Ist dieser Verfassungsbruch einmalig in der Geschichte der Schweiz?» (Völlig korrekt: kurze Nachfrage ohne weitschweifige Begründung.) Und der SVP-Fraktionschef erwiderte grinsend: «Eine gute Frage!»



Vogel abgeschossen: Kampf um Entschädigung für Biberschäden im Thurgau.



«Eine gute Frage!»: Adrian Amstutz.



«Viel zu teuer»: Christian Levrat.



«And the winner is»: Jean-François Steiert.

Für einmal lernte die SP schnell von der SVP. In der Debatte zur Altersvorsorge, ebenfalls live auf SRF, fragte Jacqueline Badran nach: «Geschätzter Kollege Steiert, könnten Sie mir, diese Eintretensdebatte zusammenfassend, Folgendes bestätigen?»

Die widersinnigste Abstimmung

Von den gut 66 000 Personen, die sich Ende 2015 in der Schweiz im Asylprozess befanden, gehört jede zweite in die Kategorie F, also zu den «vorläufig Aufgenommenen». Das heisst, der Betroffene kann trotz negativem Asylent-

scheid nicht in sein Heimatland zurückgeschafft werden. Das liegt meistens an der Kooperationsunwilligkeit dieser Staaten, aber auch der Asylsuchenden selbst. Dürfen vorläufig aufgenommene Personen, die eigentlich schon lange in ihre Heimat zurückkehren sollten, ihre Familien in die Schweiz nachziehen? Die Frage klingt nur scheinbar widersinnig, eine Mehrheit im Nationalrat sieht das offenbar anders: Sie erlaubt vorläufig Aufgenommenen, ihre Familien nach Ablauf einer Frist in die Schweiz zu holen. Auch hier sorgte der orientierungslose Freisinn für die Mehrheit von 104 gegen 87 Stimmen. Wie bei der verlorenen Vorlage zur Senkung der Entwicklungshilfe sprachen sich wiederum Doris Fiala (FDP/ZH), Laurent Wehrli (FDP/VD) und der unvermeidliche Kurt Fluri (FDP/SO) gegen die Einschränkung im Ausländerrecht aus.

Das teuerste Geschenk

Nur SP-Präsident Christian Levrat stimmte im Ständerat gegen den Nationalstrassen-Fonds. (Im Nationalrat lehnten ihn 48 Rote und Grüne ab.) «Viel zu teuer», schimpfte der Freiburger, statt 200 lägen jetzt 600 Millionen im Topf: «Aber die Kollegen sind alle dafür, weil sie glauben, in ihren Kantonen werde dafür irgendein Strässchen gebaut.» – «Das machen Sie für Freiburg ja nie, oder?» – «Nur bei der Landwirtschaft.»

Der schärfste Bieterwettbewerb

Nirgendwo sitzt das Geld in der Schweiz so locker wie beim Thema Bildung. Hier herrscht das von links bis rechts bis zur Erschöpfung wiederholte Mantra: «Bildung ist die einzige Ressource der Schweiz.» In den laufenden vier Jahren wurden auf Bundesebene rund 24 Milliarden Franken für Hochschulen, Forschung und Berufsbildung gesprochen. Eine Minderheit der Finanzkommission wollte eine Plafonierung auf dem Niveau von 2016 erreichen, was für die Periode 2017–2020 immer noch eine Ausgabensteigerung um eine Milliarde bedeutete. Bundesrat und Nationalrat hoben den Betrag jedoch auf 26 Milliarden, der

Ständerat packte nochmals 395 Millionen drauf. Dann war der Bieterwettbewerb durch. Damit wird die Schweiz weltweit den ersten Rang halten, wenigstens was die Ausgaben für die Bildung angeht: Wir geben kaufkraftbereinigt pro Kopf doppelt so viel aus wie der Durchschnitt der OECD-Länder – was nicht unbedingt heisst, dass die Schweizer auch doppelt so klug wären wie die Japaner, die Deutschen oder die Amerikaner.

Der bizarrste Vorstoss

Man ist es gewohnt, dass im Parlament die ganze Vielfalt von «Brehms Tierleben» irgendwann mal, in einen Vorstoss gepfercht, antrabt. In dieser Session waren es die üblichen Verdächtigen. So der Hund: Das Obligatorium für Hundehalterkurse, vor acht Jahren nach einer Kampagne wegen eines Unfalls mit einem Kampfhund durchgepeitscht, schaffte das Parlament wieder ab; der Motionär, der freisinnige Zürcher Ständerat Ruedi Noser, feierte diesen raren Tagessieg für den Liberalismus. Der Wolf: Eine Standesinitiative des

Nirgendwo sitzt das Geld in der Schweiz so locker wie beim Thema Bildung.

Kantons Wallis (von wem sonst?) mit dem neckischen Titel «Wolf. Fertig lustig!» kam im Nationalrat genau auf das absolute Mehr von 101 Ja-Stimmen. Oder der Biber: Einer Standesinitiative des Kantons Thurgau (mit einem Viertel des landesweiten Bestands) zur «Entschädigung für Schäden, welche Biber an Infrastrukturen anrichten», stimmte der Nationalrat zu, nachdem sie der Ständerat im März noch knapp abgelehnt hatte. Den nicht buchstäblich zu nehmenden Vogel schoss allerdings der Genfer Nationalrat Guillaume Barazzone (CVP) ab: Er forderte einen nationalen Bericht zur koordinierten Bekämpfung der Bettwanzen in der Schweiz. Das Parlament verzichtete darauf mit 121 gegen 46 Stimmen bei 26 Enthaltungen. ○



Von wegen kurzer Prozess

Unsere Strafverfolgung krankt am Zeitfaktor. Prozesse von zwölf Jahren Dauer wie im Fall Dieter Behring sind eine Zumutung: für die Beschuldigten, ihre Opfer und die ganze Gesellschaft.

Von Christoph Mörgeli

Die Redewendung, jemand mache «kurzen Prozess», ist in der Schweiz ein Widerspruch in sich selber. Denn die Wörter «kurz» und «Prozess» scheinen beim besten Willen nicht mehr zusammenzupassen. Ganz anders ticken diesbezüglich die USA: Die US-Strafverfolgungsbehörden haben den Anlagebetrüger Bernard L. Madoff – verantwortlich für einen Schaden von über 50 Milliarden Dollar und mehrere tausend Geschädigte – innert nur gerade sechs Monaten zu 150 Jahren Gefängnis verurteilt. Nun mag das amerikanische Justizsystem nach unserer Vorstellung nicht in jedem Fall den lautereren Rechtsstaat verkörpern. Dass es aber im Fall Madoff Handlungsfähigkeit bewies, den Finanzverbrecher zügig und rigoros wegspernte und so mögliche Nachahmertäter abschreckte, dürfte weit über Wall Street hinaus heilsame Wirkung entfalten.

Zum beschämenden Vergleich: Dieter Behring, der «Madoff von Basel», wurde vom Bundesstrafgericht erst nach Ablauf von zwölf Jahren verurteilt. Und zwar trotz Schadenlage von 800 Millionen Franken nur gerade zu fünfeneinhalb Jahren. Mit Anrechnung der Untersuchungshaft und der zu erwartenden Strafmassverkürzung wegen guter Führung dürfte Behring binnen Kürze wieder auf freiem Fuss sein. Und dann das tun, was er offenbar neben den mutmasslichen Betrügereien am liebsten tut: das schöne Leben geniessen. Dazu braucht er bloss die Hunderten von Millionen anzupapfen, die er irgendwo auf der Welt an einem den Anklägern unbekanntem Ort gebunkert hat.

Die Vertreter der Bundesanwaltschaft blieben trotz dem milden Strafmass auffallend kleinlaut. Sie sind nach den turbulenten, zähflüssigen und zeitweise gleichsam völlig stockenden zwölf Jahren froh, dass sie überhaupt eine Verurteilung erreicht haben. Zeitweise beschäftigte die vollständig im Dunkeln tappende Bundesanwaltschaft sogar die Wahrsagerin «Sara» aus Neapel zwecks Aufspürens von Behrings versteckten Millionen. Die Bundesanwaltschaft und die Bundeskriminalpolizei erwiesen sich angesichts des komplexen Falles als heillos überfordert. Sie waren unfähig, Schwergewichte zu setzen und das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. Nicht weniger als drei Bundesanwälte haben sich im Verlauf der vielen Jahre mit Behring beschäftigt. Sie machten Fehler, die Behrings Anwälte gnadenlos ausnützten und ausreizten. Jetzt hat der Berg in Bellinzona eine Maus

geboren. Dies war nicht anders zu erwarten. Denn es ist ein prozessuales Naturgesetz: Je länger ein Verfahren dauert, desto milder fällt das Strafmass aus.

Dabei hätte das Strafen etwas mit Sühne und Abschreckung zu tun. Selbstverständlich wünschen sich die Bürgerinnen und Bürger als potenzielle Opfer von Strafverfahren keine Rachejustiz, keine Standgerichte und keine unüberlegten Schnellurteile. Wir leben ja schliesslich nicht im Wilden Westen. Aber die Dauer von unzähligen Jahren vom Zeitpunkt einer Anschuldigung oder einer Verhaftung bis zur rechtskräftigen Verurteilung wird hierzulande zunehmend zum gesellschaftlichen Problem. Denn der rechtsstaatliche Anspruch auf ein faires Verfahren beinhaltet durchaus auch den Anspruch auf ein rasches, zumindest jedenfalls ein einigermaßen zeitgerechtes Verfahren. Das wäre wichtig sowohl für den Täter wie für unsere Rechtsgemeinschaft.

Verschlampen und vertuschen

Nach dem falschen Anfangsverdacht, es handle sich bei den Hells Angels um eine kriminelle Organisation, wurden einige Zürcher Klubmitglieder verhaftet und mit untauglichem Erfolg abgehört. Den früheren Präsidenten klagte man fast zehn Jahre nach der Verfahrenseröffnung an. Das Gericht verurteilte ihn zu einer

Je länger ein Verfahren dauert, desto milder fällt das Strafmass aus.

bedingten Strafe wegen Besitzes von Hanfpflanzen. Und sein Motorrad blieb beschlagnahmt. Nur: Der Anfangsverdacht, der die grossangelegten Ermittlungen des damaligen Bundesanwalts Valentin Roschacher ausgelöst hatte, löste sich in Luft auf. Nach Ablauf vieler Jahre musste die Bundesanwaltschaft einsehen, dass sie keine Anklage wegen Bildung einer kriminellen Organisation erheben konnte. Schon 2003 hatte sie mit ihren Ermittlungen begonnen, eröffnete die Voruntersuchung aber erst im Jahr 2008. Dieses Säumen reduzierte die Strafe, und das Bundesstrafgericht rügte bei der Urteilsöffnung die unangemessen lange Dauer des Verfahrens ausdrücklich.

Nach der überfallartigen Verhaftung im Dezember 2003 und nach siebenwöchiger Untersuchungshaft wartete der angeschuldigte Bankier Oskar Holenwegger über acht Jahre bis zu

seinem vollumfänglichen Freispruch im April 2011. Den Anfangsverdacht hatte der von der Bundesanwaltschaft importierte kolumbianische Drogenkriminelle Ramos geliefert – und zwar «rechtswidrig», wie das Bundesstrafgericht in Bellinzona feststellte. Heute sind Holenweggers vollauf berechnete zivilrechtliche Ansprüche noch immer Gegenstand von Verfahren. Vier Jahre dieses unfassbaren Verschlampens haben die Strafverfolgungsbehörden in Bern allein damit vertrödelte, um Nebelwände zu legen und die Untersuchung des Ramos-Skandals zu verhindern. Die Vernebelung reichte vom Fälschen von Protokollen durch Bundeskriminalpolizisten bis zur Verweigerung der Herausgabe der Ramos-Akten ans Bundesstrafgericht durch Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf persönlich. Als Höhepunkt schickte sich Untersuchungsrichter Ernst Roduner selber einen fingierten Drohfax, um Holenwegger und sein Umfeld zu belasten. Zeitaufwendig war auch das Komplott, das die Anwälte des Bundes Erwin Beyeler, Michel-André Fels, Claude Nicati und Alberto Fabbri zuhanden der nationalrätlichen Geschäftsprüfungskommission aus harmlosen Handskizzen Holenweggers gegen Justizminister Christoph Blocher bastelten.

«Ohne unbegründete Verzögerung»

Wer einmal in den Dschungel von Gerichtsverfahren gerät, muss sich mit Geduld wappnen – auch in den Kantonen. Das nützt zuweilen den Schuldigen und schadet den Schuldlosen. Manchmal bedeutet diese Endlosschleife für die Beschuldigten aber auch eine unerträgliche Belastung. Die *Weltwoche* beschrieb den Fall eines zu Unrecht sexueller Übergriffe bezichtigten Sekundarlehrers im Kanton Zug (Nr. 49/16). Die jahrelang verschleppte Strafuntersuchung bezahlte der Angeschuldigte mit dem Verlust seiner gesamten Existenz wie seines guten Rufs. Erst nach über vier Jahren entlastete das kantonale Strafgericht den Lehrer in allen Punkten. Schuld am Debakel trug die Staatsanwaltschaft durch ihre einseitige und schleppende Verfahrensführung. Vor Bundesgericht erhielt der Lehrer sieben Jahre nach Verfahrensbeginn grundsätzlich Recht auf Wiedergutmachung, aber kein Geld. Denn nicht die Staatsanwaltschaft, sondern die Schulbehörde habe versagt. Gewiss, die Verschleppung und Endlosdauer der Prozesse hat viele Verursacher – und ist gerade deswegen nicht ohne weiteres zu beheben. Es scheint,



Prozessuales Naturgesetz: Dieter Behring (2. v. r.) vor dem Bundesstrafgericht Bellinzona, 7. Juni 2016.

dass allzu viele zu den Verzögerungen beitragen. Da sind unsere komplexen Prozessverfahren mit fast beliebigen Instanzenzügen, die ein Laie unmöglich noch überblicken kann und darum der Führung eines Anwalts bedarf. Da sind die Beschuldigten und deren an sich legitimes Ausnützen jeder verfahrenstechnischen Finesse. Doch wie steht es grundsätzlich mit dem Faktor Zeit bei Kriminalprozessen? Diese Frage zu stellen, lohnt sich umso mehr, weil sich die Juristen immer mehr auf das internationale Recht abstützen. Stefan Trechsel, ehemaliger Zürcher Strafrechtsprofessor und Ex-Richter des Internationalen Jugoslawien-Strafgerichtshofs, hat dazu 2005 ein wichtiges Buch geschrieben: «Human Rights in Criminal Proceedings». Eines der Grundrechte etwa der Europäischen Menschenrechtskonvention, welche die Schweiz – ob zu Recht oder zu Unrecht – unterzeichnet hat, ist in Artikel 6

festgehalten: Demnach hat jede Person ein Recht darauf, dass über eine gegen sie erhobene strafrechtliche Anklage von einem unparteiischen Gericht in einem fairen Verfahren

Als Höhepunkt schickte sich Untersuchungsrichter Roduner selber einen fingierten Drohfax.

«innerhalb angemessener Frist» verhandelt und geurteilt wird. Aber auch die Schweizerische Strafprozessordnung vom 5. Oktober 2007 ist klar und deutlich, steht doch in Artikel 5: «Die Strafbehörden nehmen die Strafverfahren unverzüglich an die Hand und bringen sie ohne unbegründete Verzögerung zum Abschluss.»

Nun kann man natürlich alles irgendwie begründen. Aber die Bürgerinnen und Bürger

sollten nicht mehr alles schlucken. Zum Beispiel eine Bundesanwaltschaft, deren Funktion sich im Arretieren ausländischer Gelder zu erschöpfen scheint, die ständig in aller Welt herumreist und die Flop um Flop produziert. Es ist etwas faul im Staate Schweiz, wenn die *NZZ am Sonntag* die Zürcher Staatsanwaltschaft rühmt, weil sie das Verfahren gegen einen korrupten Pensionskassenmanager in zweieinhalb Jahren «durchgepeitscht» habe. Welches Steigerungswort käme der betreffenden Journalistin in den Sinn, wenn die Zürcher Ermittler «nur» zwei Jahre gebraucht hätten?

Der Fall Behring hat das Problem einmal mehr auf den Tisch gebracht: Die Vorgesetzten müssten den säumigen Staatsanwälten aller Stufen Beine machen. Sonst braucht's gelegentlich neben der «fahrlässigen Tötung» ein neues Strafmass, speziell für langsame Strafverfolger: die «fahrlässige Begünstigung». ○



Freisinn

Spiel mit dem Feuer

Am kommenden Montag berät die Staatspolitische Kommission des Ständerats die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Wir Jungfreisinnigen raten der FDP, ihre Position zu überdenken. Ansonsten droht bei den nächsten Wahlen ein verdienter Denkkzettel.
Von Matthias Müller

Der Verfassungsartikel der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) verlangt, dass bestehende völkerrechtliche Verträge innerhalb dreier Jahre nach der Volksabstimmung «anzupassen» seien. Dies lässt sich nach Auffassung des Bundesrats und des Nationalrats so interpretieren, dass bei ergebnislosen Verhandlungen am Status quo festgehalten werden muss. Nach Auffassung der SVP müssen in dieser Konstellation dagegen einseitig ein Inländervorrang, Höchstzahlen und Kontingente eingeführt werden. Es bestehen Zweifel daran, ob der Bundesrat mit der EU je ernsthaft über eine Anpassung der Personenfreizügigkeit verhandelt hat. Dass die Verhandlungen nach dem Kommissionsentscheid zum «Inländervorrang light» sofort abgebrochen wurden, ist jedenfalls höchst fragwürdig. Die einzig haltbare verfassungsrechtliche Begründung für das jetzige Vorgehen steht also auf sehr wackligen Füßen; die Diskussion um den Inhalt der MEI und deren angebliche «Schludrigkeit» ist müssig.

Mit der Umsetzung der MEI mittels «Inländervorrang light» wird der Zuwanderungsartikel zu einer blossen Zielbestimmung uminterpretiert. Dies steht nicht nur im Widerspruch zum klaren Wortlaut und zu Sinn und Zweck der Bestimmung, sondern offenbart auch ein sonderbares Verständnis des Stellenwertes unserer Verfassung. Im Ergebnis erhebt die Umsetzungsvariante des Nationalrates mittels «Inländervorrang light» das Personenfreizügigkeitsabkommen über die Verfassung. Die Bundesverfassung ist aber keine Zeichenansammlung. Sie ist das oberste Rechtsdokument unseres Staates. Sie gilt. Steht das Parlament im Zwiespalt zwischen Verfassungstreue und Vertragstreue, so hat es sich grundsätzlich an die Verfassung zu halten. Sonst steht unser direktdemokratisches System auf dem Spiel.

Mikromassnahmen

Widersprüche zwischen Verfassung und Völkerrecht können nicht einfach mit dem Hinweis auf den Vorrang des Völkerrechts gelöst werden. Konsequenterweise müsste man dann ja alle Initiativen, die gegen egal welches Völkerrecht verstossen oder verstossen könnten, von vornherein für ungültig erklären. Dies ist aber gerade nicht der Fall: Initiativen werden

nur dann für ungültig erklärt, wenn sie das zwingende Völkerrecht verletzen, das eine relativ überschaubare Ansammlung von Normen ist, die in der Schweiz kaum jemand in Frage stellt (Folterverbot und Ähnliches). Eine ehrliche Politik gegenüber dem Volk und auch gegenüber den Grundwerten unserer Verfassung verlangt also, dass Widersprüche zwi-



Ehrliche Politik gegenüber dem Volk.

schen Bundesverfassung und Völkerrecht aufgelöst werden. Dazu bietet sich die anstehende Abstimmung über die Rasa-Initiative an.

Der «Inländervorrang light» kann nur eine Übergangslösung sein, damit die Umsetzungsfrist der Masseneinwanderungsinitiative bis im Februar 2017 eingehalten werden kann. Danach muss die Diskussion um die Personenfreizügigkeit erneut geführt werden, und zwar in aller Konsequenz. Das Volk muss sich entscheiden können: Will es Personenfreizügigkeit pur (Rasa), will es Personenfreizügigkeit mit Mikromassnahmen («Inländervorrang light»), oder will es eine eigenständige Steuerung der Zuwanderung, die die Personenfreizügigkeit verletzt und damit die Bilateralen aufs Spiel setzt (strikte Umsetzung der MEI)?

Im Hinblick auf die Abstimmung über die (wohl chancenlose) Rasa-Initiative muss das Parlament einen Gegenvorschlag präsentieren, der die Verfassung in Einklang mit dem jetzt gewählten «Inländervorrang light» bringt. Dieser könnte dahingehend lauten, dass die Schweiz unter Einhaltung der völkerrechtlichen Verpflichtungen Massnahmen zur Begrenzung der Zuwanderung ergreift. Eine Leerformel vermutlich, aber immerhin ehrlich: Es würde nichts versprochen, was nicht eingehalten werden kann. Wird die Rasa-Initiative ohne solchen Gegenvorschlag zur Abstimmung gebracht, wirkt sich die heutige (Nicht-)Umsetzung wie ein indirekter Gegenvorschlag aus. Eine richtige Auswahl würde dadurch verunmöglicht, da der «Inländervorrang light» ohne weiteres auch Rasa-kompatibel ist. Im entgegengesetzten Fall jedoch, wenn nämlich die Rasa-Initiative und der «Inländervorrang light»-konforme Gegenvorschlag an der Urne verworfen würden, bestünde ein für alle Mal Klarheit darüber, dass das Volk eine strikte Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative in Kenntnis der Konsequenzen will.

Alle Parteien, auch die FDP, müssen hier ihre Position überdenken. Die nächste Gelegenheit dafür ist die Beratung der Vorlage durch die Staatspolitische Kommission des Ständerates, die am kommenden Montag beginnt. Die Durchsetzung der Personenfreizügigkeit um jeden Preis, notfalls auch gegen den Volkswillen, kann und darf nicht die Lösung sein. Wenn man zu hundert Prozent von den Vorteilen der Personenfreizügigkeit überzeugt ist, sollte man auch einen Diskurs über das Für und Wider nicht fürchten müssen. Ansonsten leistet man dem Unmut der Bevölkerung über die Classe politique weiteren Vorschub und riskiert bei den nächsten Wahlen einen Denkkzettel.

Matthias Müller ist Vizepräsident der Jungfreisinnigen Schweiz. Er studiert Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an der Universität St. Gallen.

Co-Autor: Gregor Bachmann, Vizepräsident der Jungfreisinnigen Kanton Solothurn und Jus-Doktorand an der Universität Fribourg.

Türkische Verwicklungen

In keiner Schweizer Grossstadt ist der Wahlkampf so bunt wie in Basel. Das hat auch mit dem hohen Anteil an Wählern mit Migrationshintergrund zu tun. Nicht alle Kandidaten mit ausländischen Wurzeln sind unumstritten. Von Kurt Pelda

In keinem anderen Kanton leben so viele Muslime wie in Basel-Stadt. Rund 9 Prozent der Bevölkerung stellen die Muslime, und viele von ihnen sind längst eingebürgert. Spitzenreiter sind einzelne Stadtviertel auch bei der ausländischen Wohnbevölkerung: In den Kleinbasler Quartieren Matthäus, Klybeck und Rosental liegt der Ausländeranteil zwischen 51 und knapp 55 Prozent. Am meisten Migranten kommen aus Deutschland, dann folgen der Balkan, Italien und die Türkei.

Auch wenn es manchmal Reibereien gibt, funktioniert das Zusammenleben der Volksgruppen und Religionsgemeinschaften im Grossen und Ganzen ziemlich gut. Dafür darf man den Menschen und ihrer Stadt ein Kränzchen winden.

«Rassistische Ideologie-Elemente»

Basels Vielfalt ist auch deutlich sichtbar im Wahlkampf. Am 23. Oktober wird der hundertköpfige Grosse Rat (Parlament) erneuert, und auch die sieben Regierungsräte inklusive Präsidium werden neu gewählt. Als Zeichen gelungener Integration und Partizipation am politischen Prozess kann man es wohl werten, dass gerade die Sozialdemokraten (SP) besonders viele Kandidaten mit Migrationshintergrund ins Rennen schicken. Angesichts der grossen türkischsprachigen Minderheit, die vor allem in Kleinbasel und in dem Grossbasler Quartier St. Johann präsent ist, lassen selbst «Urschweizer» Politiker ihre Wahlinsereate auf Türkisch übersetzen. Und unter Türkischstämmigen wie dem SP-Grossratskandidaten Selim Karatekin ist es schon fast selbstverständlich, dass man Wahlkampf nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Türkisch macht. Auf seiner Facebook-Seite erklärt Karatekin, warum er das tut: «Für alle, die besser Türkisch verstehen und Leute kennen, die Schweizer sind, zum Beispiel Nachbarn und so.»

Naturgemäss können die Sozialdemokraten das Potenzial der Wähler und Wählerinnen mit Migrationshintergrund am besten abgreifen. Aber auch die FDP hat zwei Türkischstämmige im Wahlkreis Kleinbasel auf ihre Kandidatenliste gesetzt, die Pflegefachfrau Seda Kaya und Yusuf Akpınar, der sich noch in der Ausbildung zum Detailhandelsfachmann befindet. Akpınar ist nach seinen eigenen Worten mit neunzehn Jahren zwar der jüngste Kandidat für den Grossen Rat überhaupt, doch sind seine Wahlplakate in Kleinbasel fast überall präsent. Eine Zeitlang hing sein Konterfei sogar in einem Lokal, das



Erkennungszeichen der Grauen Wölfe: FDP-Grossratskandidat Yusuf Akpınar.

laut Nachbarn von Anhängern der türkischen Grauen Wölfe frequentiert wird. Die Grauen Wölfe sind eine rechtsextreme Gruppe, die in der Türkei in der Partei der Nationalistischen Bewegung (MHP) organisiert ist. Ihr Handzeichen ist der sogenannte Wolfsgruss, wobei der abgespreizte Zeige- und kleine Finger die Ohren des Wolfs symbolisieren. Der Mittelfinger berührt die Daumenspitze – das ist dann die Wolfsschnauze. Laut dem hessischen Verfassungsschutz sind die Grauen Wölfe «eine von rassistischen Ideologie-Elementen geprägte, rechtsextremistische Gruppierung [...]».

Wie ihn die *Weltwoche* zu seiner Meinung über diese Gruppe fragt, reagiert Akpınar gereizt. Er könne kein Wort Türkisch und kenne die Grauen Wölfe nicht. Etwas sonderbar wirkt in diesem Zusammenhang aber, dass Akpınar auf seiner Facebook-Seite ständig auf Türkisch schreibt, gerade auch, wenn es um den Wahlkampf geht. Die *Weltwoche* konfrontiert den Jungpolitiker daraufhin mit einem früheren Whatsapp-Profil, auf dem Akpınar auf Türkisch den Satz schrieb: «Die Fahne, die im Wind weht, ist unser Ideal, wir verbeugen uns allein vor Allah.» Hinzu kamen eine türkische Flagge und die drei Buchstaben «cCc», das Erkennungszeichen der Grauen Wölfe. Dazu muss man wissen, dass sich die Grauen Wölfe in der Türkei auch als Idealisten-

bewegung sehen. Der türkische Satz auf Akpınars Whatsapp-Profil wurde zwar nicht von ihnen erfunden, ist aber ein beliebter Spruch der rechtsextremen MHP-Anhänger.

«Ich kenne die MHP nicht»

Akpınar bestreitet nicht, den Spruch und das Symbol auf sein Whatsapp-Profil gestellt zu haben, doch sei «cCc» bloss ein altes osmanisches Symbol. Tatsächlich prangten vor langer Zeit auf der grünen Kalifatsfahne der Osmanen drei weisse Halbmondsicheln, die drei «C» der heutigen Grauen Wölfe. Sie symbolisierten die drei Kontinente Europa, Asien und Afrika, über die sich das Osmanische Reich erstreckte. Er kenne die MHP nicht, fährt Akpınar fort, sein einziger Bezug zur Türkei seien die drei Wochen Ferien, die er jährlich dort verbringe. Seine politischen Meinungen – zum Beispiel die ablehnende Haltung gegenüber Atheisten und Agnostikern – haben bei einigen Jungfreisinnigen für Verstimmung gesorgt. Ähnliches ist bei den Genossen der SP zu beobachten, wenn es um angebliche Sympathien der Kandidaten Selim Karatekin und Faruk Ömer Dogrusöz für Präsident Erdogan und dessen AK-Partei geht. Darüber soll es teilweise heftige innerparteiliche Diskussionen gegeben haben. Die Streitigkeiten in der Türkei haben Eingang in die Basler Politik gefunden. ○

Der Burka-Jäger aus Gretzenbach

Walter Wobmann stösst Dinge an, die anderen zu riskant sind, auch der eigenen Partei. Das verschafft ihm nicht nur Freunde. Doch der Vater der Minarett- und der Burka-Initiative hat Erfolg – vor allem dann, wenn es die wenigsten erwarten. *Von Wolfgang Koydl*

Alles hier atmet den Geist satten Kleinbürger-tums: die Einfamilienhäuser unter den tiefgezogenen Dächern, die adretten Gärten mit dem Grünzeug aus dem Gartencenter-Sortiment und die putzigen Metallskulpturen zwischen Reseden und Begonien – da eine Sonne, dort ein Frosch oder ein Gänsepaar mit Küken. Die nächste Stadt ist meilenweit entfernt, gleich hinterm Haus grasen Kühe am Waldrand. Hier scheint sie noch in Ordnung, die heile, saubere Bünzliwelt.

Bei Walter Wobmann steht ein Fahnenmast im Garten. Klatschnass und schlapp schmiegt sich das Schweizerkreuz nach den letzten Schauern an den Schaft. Aber die Flagge ist trotzdem unübersehbar, der Mast überragt alle Häuser. So soll es wohl auch sein, schliesslich gilt Wobmann als kerniger Eidgenosse, der nichts höher hält als sein Land und dessen Menschen. Für sie, so sagt er immer wieder, und nur für sie, sei er in die Politik gegangen. «Ich bin immer bei den Leuten», betont er. «Ich sehe ihre Anliegen und nehme sie ernst.»

So eilt ihm in den Medien denn auch der Ruf verschärften Bünzlitums voraus, der Ruf eines Mannes gewissermassen, der schon mit einem Edelweisshemd zur Welt gekommen sei. Da ist einmal das biedere Leben: Seit über dreissig Jahren lebt er mit derselben Frau im gleichen Haus im Solothurnischen. Die Kinder sind aus dem Haus und wohlgeraten, sein Geld verdient er ziemlich unspektakulär als Verkaufsleiter bei einer Werkzeughandelsfirma. Und dann ist da die Politik: Der 58-Jährige politisiert auf dem rechten Flügel der SVP, etwa wenn er konsequent die Islamisierung der Gesellschaft bekämpft oder kompromisslos das verteilte Automobil und das Motorrad verteidigt. Sein Vorsitz im Töffverband und bei den privaten Busunternehmern legen Zeugnis für dieses Engagement ab.

«Rechter Wunderknabe»

Für Linke und Grüne macht dies Wobmann zu jenem Typ von Politiker, mit dem man den Nachwuchs erschrecken kann – als sei er der Schmutzli höchstpersönlich. Selbst in Amerika und Australien hat man von ihm gehört als dem Protagonisten einer reaktionären Grusel-schweiz, die sich hinter ihren hohen Bergen verschanzt und alles Fremde herzlos abweist, Geld und Wertsachen einmal ausgenommen. Seit 57,5 Prozent der Schweizer Stimmbürger Wobmanns Initiative zum Verbot von Minaretten zustimmten, kennt man ihn und sein

Egerkinger Komitee bis in die arabische Wüste. Jetzt legt er mit der Initiative für ein landesweites Verbot der Burka nochmals nach.

Selbst manche Parteifreunde tun sich schwer mit dem «Un-Politiker» und «rechten Wunderknaben», wie ihn der *Tages-Anzeiger* einmal nannte: Zu radikal, zu anrühlig erscheint ihnen manches, was er aufstößt – zumindest am Anfang, wenn noch nicht klar ist, wohin der Hase laufen wird. «Er packt Themen an, wo andere sich nicht die Hände schmutzig machen», sagt sein langjähriger Freund Roberto Zanetti über ihn. Der SP-Ständerat attestiert dem politischen Gegner zudem ein «hervorragendes Feeling für Themen, welche die Leute bewegen». Eines sei Wobmann ganz bestimmt nicht: ein «abgelöschter Zeitgeistsurfer».

Mitleidig belächelt

Der so Gelobte streitet nicht ab, dass er zuweilen als Einzelgänger operiert. «Das ist meine Art», erklärt er lakonisch. «Wenn ich von etwas überzeugt bin, mache ich es, egal, was andere denken. Hauptsache, es ist gut und rich-

«Man hat mich unterschätzt. Das ist das Beste, was einem Politiker passieren kann.»

tig für Land und Volk.» Er sei nun mal «nicht gerne Beifahrer» – nicht im Leben und auch nicht auf dem Töff, seiner anderen grossen Leidenschaft neben der Politik: «Ich möchte steuern können.»

Am Erfolg freilich wollen sie dann alle teilhaben, und Erfolg hat Wobmann bislang meist gehabt. Niemand hatte der Minarett-Initiative eine Chance gegeben; verlacht, verspottet und verhöhnt wurde er damals. Das nächste Mal überraschte er Freund und Feind, als er eine Verteuerung der Vignette um fünf Franken ausbremste. Und als er im März die Initiative zum Verhüllungsverbot lancierte, wurde er ebenfalls mitleidig belächelt. Jetzt würden mehr als 70 Prozent der Schweizer die Vorlage unterstützen. Nun hat auch der Nationalrat ganz knapp seine Gesetzesvorlage zu einem Burkaverbot angenommen. Die Initiative läuft dennoch weiter. Sicher ist sicher. «Man hat mich immer unterschätzt», lacht Wobmann. «Das ist das Beste, was einem Politiker passieren kann.»

Inzwischen sind sogar SP-Leute wie Mario Fehr und Christian Levrat auf den Anti-

Burka-Zug aufgesprungen. «In einer liberalen Gesellschaft zeigt jeder sein Gesicht», tönte der Zürcher Regierungsrat. Die Burka sei «ein mobiles Gefängnis» und dürfe in der Schweiz «nie Fuss fassen», urteilte der SP-Chef. Mit den Initianten um Wobmann aber dürfe man sich trotzdem «nicht ins Bett legen», fügte Levrat dann allerdings rasch und pikiert hinzu.

Wobmann schüttelt darüber nur den Kopf. «Dem Levrat geht es nicht um Sachpolitik», meint er lakonisch. Er ist auch nicht auf Levrats Hilfe angewiesen. Die Unterschriften für die Initiative fliegen ihm nur so zu. Gerade war er mit einem Stand an der Zürcher-Oberland-Messe. «Riesenbegeisterung» und «Riesenzuspruch» seien ihm da entgegengeschlagen. Schliesslich gehe es um mehr als nur um ein Stück Stoff. So wie die Minarette stünde auch die Verhüllung der Frau im Islam für ein «diametral anderes Gesellschafts- und Wertesystem zu unserem freiheitlich-demokratischen System». Viel zu lange hätten Politik und auch Kirchen «das Thema verschlafen, den Kopf in den Sand gesteckt und gehofft, dass die Islamisierung schon vorbeigehen» werde.

Wobmanns liberale Seite

Dass er einmal einen Koran im Bücherschrank stehen haben und sich mit dem Islam auseinandersetzen würde, wurde ihm nicht an der Wiege gesungen. Wobmann wuchs als jüngstes von sechs Kindern in nicht gerade wohlhabenden Verhältnissen auf einem Bauernhof im Entlebuch auf. Ins Berufsleben trat er mit wenig mehr als einer vierjährigen Auto-mechanikerlehre.

Letzteres dürfte freilich einerseits dazu beitragen, dass ihn manche Akademiker im Politikbetrieb sträflich unterschätzen. Andererseits hilft ihm das, die Bodenhaftung zu behalten. Wobmann ist fest geerdet bei seinen Wählern, und damit sieht er sich fast schon als Teil einer bedrohten Spezies. «In Bern vermisste ich immer mehr den gesunden Menschenverstand», klagt er über Kollegen im Nationalrat, wo er seit dreizehn Jahren sitzt. «Wenn wir weiter so viele Politiker haben, die über dem Volk schweben, wird das zu einer Katastrophe.»

In die Politik ist er, wie er sagt, eher zufällig hineingerutscht. Zwar hätten ihn «alle möglichen Parteien» angefragt, aber für ihn kam nur die SVP in Frage, und die gab es eben in Solothurn noch nicht. Als von der Parteispitze



«Ich bin das Gegenteil von obrigkeitshörig»: Easy Rider Wobmann.

nichts kam, gründete er 1991 mit ein paar Gleichgesinnten kurzerhand selber eine Sektion. «Etwas aufbauen, das liegt mir», meint er dazu. Seither hat er bei ein paar Dutzend anderen lokalen SVP-Gründungen Geburtshilfe geleistet.

Von da an ging es Schlag auf Schlag: Gemeinderat, Kantonsrat, Nationalrat – und eigentlich immer stramm am rechten Flügel des politischen Spektrums. Dennoch hält er sich nicht für einen Konservativen. «Höchstens dort, wo es um zeitlose Grundwerte geht», betont Wobmann. In gesellschaftspoli-

«Jeder soll so leben, wie er glücklich ist – solange dies nicht auf Kosten der Gemeinschaft geschieht.»

tischen Fragen allerdings – von Abtreibung bis zu gleichgeschlechtlicher Partnerschaft – ist er liberal: «Jeder soll so leben, wie er glücklich ist, solange dies nicht auf Kosten des Staates und der Gemeinschaft geschieht», sagt er.

Grenzenlose Freiheit

Urplötzlich wird er nachdenklich. «Was ist schon konservativ?», fragt er schliesslich nach einer langen Pause. «Dass ich Schwingen mag und Volksmusik? Aber ich mag auch Hardrock und den Auto- und Motorradsport.» Früher ist er Töffrennen gefahren, ganz kurz stand einmal die Möglichkeit einer Profikarriere im Raum. Heute fährt er nur zur Entspannung. In der Garage steht eine Kawasaki 750, sogar seine Frau hat er vor vier Jahren fürs Töfffahren gewinnen können. «Das ist der Hammer», strahlt sie.

Das Motorrad ist für Wobmann mehr als ein Fortbewegungsmittel, mehr auch als ein Freizeitvergnügen. Für ihn steht es stellvertretend für grenzenlose Freiheit, da steckt ein Easy Rider im vermeintlichen Schweizer Bünzli. «Ich bin das Gegenteil von obrigkeitshörig», sagt er und sucht nach dem passenden Wort. «Ich bin total freiheitsliebend, ich würde für die Freiheit kämpfen, ich würde für die Freiheit sterben.» Er erschrickt. Das ist ihm doch zu viel des Pathos. «Kämpfen würde ich, für mein Land und für unser Volk», schränkt er ein. Nicht unbedingt sterben – aber wenn es sein sollte ...

«Live Free or Die» – Leb frei oder stirb – lautet das offizielle Motto von New Hampshire. Artikel 10 in der Verfassung dieses US-Bundesstaates verpflichtet die Bürger zur Revolution gegen die gewählte Regierung, falls diese die Freiheit untergraben sollte. Wobmann spitzt die Ohren. Fast scheint man an seinen Augen ablesen zu können, was in seinem Kopf vorgeht. Das wäre doch auch mal ein guter Zusatz für die Schweizer Verfassung. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass er etwas angestossen hätte, das aussichtslos erschien. ○



Personalentscheid mit Folgen: Freysinger (SVP).



Privatsache? Darbellay (CVP).

Weder Papst noch Bischof

Christophe Darbellay im Glück: Die Medien konzentrieren sich im Wallis auf die Selbstdemontage der Genossen und eine Personalgeschichte in Freysingers Departement. Darbellays Bettgeschichte mutiert zur Randnotiz. Von Hubert Mooser

Der Spitzenkandidat der CVP Wallis für die Staatsratswahlen 2017, Christophe Darbellay, ist ein Phänomen. Er hat seine Glaubwürdigkeit als Familienpolitiker, ein Kerngeschäft seiner Partei, fadengerade beerdigt, als er im *Sonntagsblick* einen Seitensprung mit Folgen beichtete. Jetzt macht er Wahlkampf, als wäre nichts passiert. In den vergangenen Tagen besuchte er die CVP-Sektionen von Evolène und Troistorrens. Am 29. September kommentierte er auf dem Regionalsender Canal 9 in der Sendung «Revue de presse» die Aktualität. Kein Wort über seinen Seitensprung. «Ich habe gesagt, was es zu sagen gab. Ich habe volle Transparenz hergestellt. Der Rest ist meine Privatsache», sagt er gegenüber der *Weltwoche*.

Und er findet nicht, dass seine Glaubwürdigkeit gelitten habe. Darbellay versucht sich mit einer rhetorischen Frage aus dem parteipolitischen Dilemma Schein und Sein herauszureden: «Macht das, was ich erlebt habe, einen besseren oder einen schlechteren Staatsrat aus mir?»

Diese Frage könnten nur die Walliser Stimmbürger bei den Wahlen in sechs Monaten beantworten. Das katholische Wallis und die Medien zeigen sich in seinem Falle auch nachsichtig. Darbellay sei weder der Papst noch ein Bischof, seine Glaubwürdigkeit als Politiker nach diesem Seitensprung folglich

auch nicht angekratzt, heisst es entlang der Rhone. Und der Unterwalliser CVP-Präsident, Serge Métrailler, betont: «Die Walliser Stimmbürger können sehr gut zwischen Privatleben und politischem Amt unterscheiden.»

Darbellay ist aus der Deckung gekommen. Seine Glaubwürdigkeit habe nicht gelitten, findet er.

Ob die amourösen Verirrungen des CVP-Spitzenkandidaten Privatsache sind, ist eine offene Frage. Kein anderer Politiker hat in Bern lauter und häufiger das Hohelied der traditionellen Familie angestimmt. Er hat dafür auch jedes Detail seines Privatlebens an die Öffentlichkeit gezerrt: seine Hochzeit, die Geburt seiner Kinder. Und dann das: Darbellay ist vor einem Monat zum vierten Mal Vater geworden, die Mutter ist eine vierzigjährige Texanerin. Darbellay hat es im *Sonntagsblick* so darstellen lassen, als habe es sich um einen einmaligen Ausrutscher gehandelt. So viel weiss man aber: Beim Fundraising für das Hospiz des Grossen Sankt Bernhard haben die beiden seit 2014 zusammengearbeitet. Er präsidierte das Patronatskomitee, sie war als Freiwillige engagiert. Im Wallis lachen sich deshalb alle krumm, wenn Darbellay den Anschein erwe-

cken will, es habe sich um einen einmaligen Fehltritt gehandelt.

Alle gegen einen

Aber niemand will ihm deswegen einen Strick drehen, auch die 1300 Delegierten nicht, denen er die Affäre bei seiner Nominierung verheimlicht hat. Darbellay profitiert gewissermassen von einer glücklichen Fügung des Schicksals. Denn die Walliser CVP kann es sich nicht leisten, ihre Wahlkampfflokomotive bei den Staats- und Grossratswahlen 2017 mit internen Querelen wegen einer Frauengeschichte zu schwächen – wenn man SVP-Staatsrat Oskar Freysinger und seiner aufstrebenden SVP ernsthaft Paroli bieten will.

Die im Wallis einst allmächtige CVP, die sich in ihrer Hochblüte gebärdete, als habe sie einen direkten Draht zum lieben Gott, geriet in Rücklage. Sie verliert seit Jahren Wähleranteile an die SVP. In der gegenwärtigen Kantonsregierung stellt sie aber immer noch drei von fünf Staatsräten, SP und SVP stellen je einen. Auf die kommenden Wahlen hin treten mit Jean-Michel Cina und Maurice Tornay zwei CVP-Staatsräte zurück. Darbellay soll Tornay ersetzen und CSP-Nationalrat Roberto Schmid den Sitz von Cina übernehmen. Das ist die Ausgangslage. Aber im politischen Alltag ist es etwas komplizierter. Es gibt zum Beispiel

ein unausgesprochenes übergeordnetes Ziel: «Alle gegen Freysinger», auch wenn alle inklusive Christophe Darbellay dies entschieden dementieren.

Dass vor allem CVP-Vertreter vor und hinter den Kulissen am lautesten gegen Freysinger trommeln, ist aber kein Geheimnis. Da kommt eine andere Affäre wie gelegen, um von Darbellay und seiner Bettgeschichte abzulenken. Freysingers Gegner versuchen krampfhaft, ihn wegen einer verunglückten Personalie zu destabilisieren. Die welschen Medienleute schreiben sich seit Monaten darüber die Finger wund. Nur die Geburt von Darbellays unehelichem «Kind Gottes» verdrängte die Affäre zeitweilig aus den Schlagzeilen. Inzwischen wird aber wieder heftig und konstant auf Freysinger eingedroschen.

SP-Mobbing gegen eigene Staatsrätin

Der Hintergrund: Der SVP-Staatsrat hat eine im Wallis umstrittene Figur als Dienstchef in seinem Bildungsdepartement angestellt. Der Chefbeamte verrichtete seinen Job dann so, als würde er beim Geheimdienst arbeiten: schwarze Listen von Lehrern, verdeckte Tonbandaufnahmen bei Gesprächen und so weiter. Als sich das herumsprach, versetzte ihn Freysinger als Lehrer ins Kollegium nach Saint-Maurice. Und wieder ging ein Aufschrei durch das Land. Bis jetzt blieb aber kaum

etwas Handfestes am SVP-Staatsrat kleben. Dann gibt es aber noch einen anderen Schauplatz, der vom CVP-Spitzenpolitiker Darbellay ablenkt. Die Genossen im Wallis, eine schleichend aussterbende Minderheit, demonstrieren sich nach allen Regeln der Kunst selber – wegen des Sitzes von SP-Staatsrätin Esther Waeber-Kalbermatten. Eigentlich würde die erste Frau in der Walliser Regierung gerne noch vier Jahre im Amt bleiben. Der frühere SP-Nationalrat Stéphane Rossini hat aber

Die welschen Medienleute schreiben sich seit Monaten darüber die Finger wund.

bei Darbellay abgeschaut, wie man einen amtierenden Staatsrat erfolgreich aus dem Amt drängt. Darbellay machte Tornay mürrisch. Und Rossini versucht es jetzt bei Waeber-Kalbermatten auf die gleiche Tour.

Der Mann aus Haute-Nendaz sucht seit seinem Rücktritt aus dem Nationalrat einen Job. Weil ihm Bundesrat Alain Berset ausser einem schlechtbezahlten Mandat als Präsident der AHV-Kommission nichts anbieten konnte, will Rossini in die Walliser Regierung. Vorerst mag er sich zu seinen Ambitionen nicht äussern. Er sei momentan in den Ferien und gebe dazu keine Auskünfte. Aber seine Gewährsleu-

te haben gegen die Oberwalliserin ein an Mobbing grenzendes Powerplay aufgezogen. Bis jetzt aber ohne Wirkung. Waeber-Kalbermatten klammert sich hartnäckig an ihren Sitz. Nun soll anlässlich eines Walliser SP-Kongresses die Strategie beschlossen werden. Das ist aber bloss eine Formalität: Da die Unterwalliser fast zwei Drittel der Delegierten stellen, ist der Ausgang der parteiinternen Ausmarchung klar: Die SP wird neben Waeber-Kalbermatten auch Rossini als Kandidaten vorschlagen. Und das Ende der Geschichte könnte dann so aussehen, dass die Unterwalliser Genossen Waeber-Kalbermatten streichen und die Oberwalliser mit Rossini gleich verfahren. Das wiederum könnte bedeuten, dass der SP-Regierungssitz verlorengeht.

Mit den anderen beschäftigt

Freysingers SVP wittert jedenfalls Morgenluft. Die Partei hat bereits beschlossen, dass sie mit einem eigenen Kandidaten den Oberwalliser Sitz holen will. SVP-Nationalrat Franz Ruppen ist überzeugt, dass die SVP vor diesem Hintergrund einen zweiten Staatsratssitz holen kann.

Ach ja: Darbellay. Solange die Medien mit Rossini, Waeber-Kalbermatten und Freysinger beschäftigt sind, hinterfragt keiner mehr die Glaubwürdigkeit des Walliser Familienpolitikers Christophe Darbellay. ○

Die Zeitung macht mobil.



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play. www.schweizamsonntag.ch

Charmante Heuschrecke

Miranda Ademaj hat mit 29 Jahren in der Schweiz ihr eigenes Finanzunternehmen gegründet. Seither fliegen der Senkrechtstarterin die Herzen zu. Was steckt hinter der schönen Fassade?
Von Florian Schwab und Paolo Dutto (Bild)



«Ein bisschen weibliche Intuition kann nicht schaden»: Jungunternehmerin Ademaj, 32.

«Heuschrecken». So verunglimpfte der deutsche SP-Politiker Franz Müntefering einst jene Finanzinvestoren, die sich mit Private-Equity-Beteiligungsgesellschaften und sogenannten Hedge-Funds beschäftigten. Ist von diesen Spezialisten die Rede, sinkt in den meisten Fernsehdiskussionen die Stimmung zumeist in Richtung Gefrierpunkt.

Umso bemerkenswerter ist die Erscheinung der Hedge-Fund-Expertin Miranda Ademaj: Sie ist 32 Jahre jung, mit einem blendenden Aussehen gesegnet und von erfrischender Ehrlichkeit: «Für mich war schon als Kind klar, dass ich mit Geld zu tun haben wollte», stellt sie gleich zu Beginn des Treffens in rheinisch gefärbtem Hochdeutsch fest. Sie ist tadellos gestylt – trägt glänzenden Lippenstift und einen Rock, der leicht kürzer ist, als man es in der Finanzbranche gewohnt ist.

Nudelsuppe bis tief in die Nacht

Auch wegen ihrer entwaffnenden Offenheit wurde die schöne Kapitalistin in den Schweizer Medien zur gefeierten Senkrechtstarterin. Die *NZZ am Sonntag* widmete ihr vor einhalb Jahren ein wohlwollendes Porträt («Ehrgeiz der sozialen Aufsteigerin» und «Willensstärke des albanischen Flüchtlingskindes»). Kürzlich begleitete sie das Kamerateam von SRF-Fernsehmann Reto Lipp («Eco») in ihr Ursprungsland Kosovo.

Die Eckdaten der von Ademaj geführten Skänderbeg Alternative Investments AG muten auf den ersten Blick wenig spektakulär an. Vor fast drei Jahren gegründet, hat sich das Finanzunternehmen darauf spezialisiert, Hedge-Funds zu analysieren und darauf aufbauende Anlageempfehlungen zu formulieren. Aus einer Unmenge verschiedener Fonds gilt es jene zu identifizieren, welche bei Faktoren wie Performance, Transparenz, Diversifikation, Liquidität, Gebühren oder Individualität überzeugen. «Bei Hedge-Funds sind der Kontrollaufwand, die Ressourcen und die benötigte Infrastruktur enorm», sagt Miranda Ademaj. Das sei die Domäne ihres Unternehmens.

Allerdings: Hedge-Fund-Berater gibt es viele auf der Welt. Also doch eine PR-Eintagsfliege, die im Licht ihrer Gründerin etwas heller strahlt, als es gerechtfertigt wäre? «Als wir uns selbständig machten, gaben uns viele Kollegen nur ein paar Wochen», sagt Miranda Ademaj. Die drei Gründer waren zuvor gemeinsam bei Erwin Brunner beschäftigt, einem Schweizer Hedge-Fund-Pionier mit tadellosem Ruf. Seit Beginn ihrer Selbständigkeit vor fast drei Jahren haben sie sich durchgebissen und nicht selten bei koreanischer Nudelsuppe bis tief in die Nacht an den Anlagestrategien gefeilt.

Wäre Miranda Ademaj eine Angestellte geblieben, sie hätte heute wohl ein ruhigeres Leben und ein höheres Einkommen. «Aber das interessiert mich nicht, ich will etwas Eigenes schaffen.» Ein gewisser Freiheitsdrang sei im-

mer schon ihre Triebfeder gewesen. Dieser Wachse am Widerstand der Umwelt. «Je mehr Leute mir sagen, dass es nicht geht, desto mehr will ich es.» Und: Wenn ihre Firma wie geplant weiterwächst, dann kann sie Sphären erklimmen, von denen die grauen Angestellten in den nicht minder grauen Bankkorridoren nur träumen.

Direkt nach ihrem Studienabschluss fing Miranda Ademaj bei einer Grossbank an. Angelockt vom Zürcher Finanzplatz, war sie nach dem Abitur aus Mönchengladbach (Nordrhein-Westfalen) nach Zürich gekommen. Hier studierte sie Betriebswirtschaft und absolvierte danach ein einjähriges Berufseinstiegsprogramm bei der Credit Suisse. «Dabei habe ich viel gelernt, aber es war mir schnell klar, dass die Grossbank nicht meine Welt ist.» Die junge Bankerin, die in ihrer Freizeit modelte und es dabei bis zu einem Auftritt in Sat 1 schaffte, wurde eher beargwöhnt.

Als ihr der Chef zu verstehen gab, dass sie trotz dem jahrgangsbesten Abschluss in dem Einstiegsprogramm für geraume Zeit nicht befördert werden würde, vollzog Miranda Ademaj einen radikalen Schritt. «Die Begründung hat mich wütend gemacht: <Wenn ich Miranda befördere, heisst es dann überall sarkastisch: ‚Das war ja klar.‘>» Ademaj brach ihre Zelte in der Schweiz ab und begab sich für ein Jahr auf Weltreise. In den ersten sechs Monaten gab sie ihr Geld mit vollen Händen aus und reiste «wie eine Königin». In Australien schaltete sie auf den Spar-Modus um und nahm eine Stelle auf einer Farm an: morgens Bananen pflücken, nachmittags die Früchte am Fließband verpacken. «Das ging mir derart in Fleisch und Blut über, dass ich nachts aufwachte und mich dabei ertappte, wie meine Hände die eintönigen Fließbandbewegungen selbst im Schlaf weiterführten.»

«Singapur des Balkans»

Letzte Station der Weltreise war ihre Heimat Kosovo. Hier verbrachte sie mehrere Wochen mit dem Grossvater, der bei der Flucht der Familie in den 1990er Jahren zurückgeblieben war. Die Enkelin tauchte ein in die Geschichte und Kultur des Landes. Ihren Hedge-Fund sollte sie später nach einem historischen albanischen Freiheitshelden benennen: Skänderbeg. Für die junge Republik ist Ademaj sehr offensichtlich: «Das Kosovo hat das Zeug dazu, das Singapur des Balkans zu werden.»

Zwanzig Jahre zuvor, als noch nicht einmal zehnjähriges Mädchen, hatte sie das damals serbisch dominierte Kosovo verlassen müssen. Miranda Ademaj beschreibt beklemmende Erinnerungen. Als Angehörige der albanischen Minderheit habe man «in ständiger Gefahr» gelebt, sei in der Schule drangsaliert und benachteiligt worden. Ihr Vater, ein Ofenfabrikant («ein gutes Geschäft, denn im Kosovo wird es sehr kalt»), lebte in dauernder Angst vor Ent-

eignung. Nach Kriegsausbruch bekam die Familie Asyl in Deutschland. Miranda wurde zur Stütze der Familie in der neuen Heimat und absolvierte das Abitur als Klassenbeste.

Fit für den nächsten Crash

Ademajs Biografie umfasst einen grossen Erfahrungshorizont: von existenzieller Gefahr bis zu ermüdender Konzernbürokratie, von der Bananenplantage bis in die Sphären der Finanzjogleure. Miranda Ademaj wirkt wie eine Person, die mit sich im Reinen ist. Sie verbreitet Fröhlichkeit und steckt ihre Mitarbeiter mit ihrer Begeisterung an. Dabei ist es der HSG-Ökonom Bruno Schneller, der im Hintergrund die halsbrecherische Finanzakrobatik vollführt. Für die Anlageempfehlung braucht es Einstimmigkeit. «Ein bisschen weibliche Intuition kann dabei nicht schaden.» Wie bitte? Ademaj erzählt, wie sie einst den Manager eines Hedge-Fund in London traf, den sie auf ihre Empfehlungsliste zu setzen gedachten. Der gebürtige Franzose war erst kurz zuvor nach Grossbritannien gezogen. Das Konzept sah stimmig aus, und die beiden Männer wollten einschlagen. Doch sie legte ihr Veto ein. Es war eher ein Bauchgefühl, doch es sollte sich später als richtig herausstellen. «Heute sind auch meine Kollegen froh über den Einwand.»

Die von Ademajs Unternehmen empfohlenen Hedge-Funds folgen der Idee, dass die Rendite so unabhängig wie möglich von den Ausschlägen an den Märkten sind. Wenn es einen Börsencrash gibt, behalten sie ihren Wert. Der Preis dafür ist, dass sie in guten Börsenzeiten hinter den Märkten zurückbleiben. «Irgendwann», ist Ademaj überzeugt, «kommt der grosse Crash.» Das Problem: Niemand weiss, wann genau. Doch die Geldschwemme der Notenbanken verzerre die Realwirtschaft in einer Art und Weise, die auf Dauer zum Kollaps führen müsse. «Die Blasen werden immer grösser, bis wieder eine platzt.» Ihrer Firmenphilosophie liegt eine liberale bis libertäre Weltanschauung zugrunde, die Überschneidungen mit jener des Investment-Experten Marc Faber («The Gloom, Boom and Doom Report») und mit der österreichischen Schule der Nationalökonomie aufweist, einer besonders um die Wertbeständigkeit des Geldes besorgten ökonomischen Richtung.

Die mediale Strahlkraft von Miranda Ademaj wirkt sich ohne Zweifel positiv auf ihre Firma aus. Doch wichtiger als das sei ihr persönlich, «junge Frauen für eine Karriere im Finanzwesen zu begeistern». Zudem sei es höchste Zeit, dass sich die junge Generation darüber klar werde, dass ein Grossteil ihrer Altersersparnisse entweder umverteilt oder dem Hochrisiko-Klima der vom billigen Geld gefluteten Finanzmärkte ausgesetzt werde. «Da muss man ein Gegenmittel suchen.» Bemerkenswerte Botschaften, zumal für eine «Heuschrecke». ○

Warnung an die Welt

Von Aleppo ging einst die Botschaft aus, dass unterschiedliche Völker und Religionen friedlich zusammenleben könnten. Innert kurzer Zeit ist die blühende syrische Handelsstadt zum Albtraum geworden. Wie konnte es so weit kommen? *Von Philip Mansel*

Aleppo ist die Hölle auf Erden. Teile der Stadt sehen aus wie die «Toten Städte», jene spät-römischen Ruinen im nordsyrischen Bergland. Dabei war Aleppo jahrhundertlang eine der grössten, wohlhabendsten und friedlichsten Städte im Nahen Osten. Es ging alles ganz schnell.

Aleppo, am Schnittpunkt der Verbindungslinien zwischen Arabischer Wüste und Mittelmeer, zwischen anatolischem Hochland und Euphrat gelegen, ist eine der ältesten kontinuierlich bewohnten Städte der Welt – wenn man heute überhaupt noch von «bewohnt» sprechen kann. Nachdem Aleppo lange Zeit unter assyrischer, persischer, armenischer und griechischer Herrschaft gestanden hatte, kam die Stadt im Jahr 64 v. Chr. unter römische Befehlsgewalt. 636 wurde sie von den arabischen Armeen der omajjadischen Kalifen erobert und hatte bald eine mehrheitlich muslimische Bevölkerung.

1516, vor genau fünfhundert Jahren, besiegte der osmanische Sultan Selim I. in der Schlacht von Mardsch Dabiq (unweit von Aleppo) die Mamelucken. Als Resultat fielen Aleppo und der grösste Teil des Nahen Ostens an das Osmanische Reich. Mit über 100 000 Einwohnern war Aleppo, nach Istanbul und Kairo, nun die drittgrösste Stadt des Osmanischen Reichs. Aleppo, am Schnittpunkt der Handelswege aus dem Kaukasus, von Isfahan und dem Mittelmeer gelegen, aber auch an der Pilgeroute nach Mekka, zog Araber und Türken, Kurden und Armenier, Franzosen und Venezianer, Muslime, Christen und Juden an.

Süleyman der Prächtige (Sultan von 1520 bis 1566) verbrachte drei Winter in Aleppo, um sich von den Strapazen der Kriegszüge gegen seinen schiitischen Rivalen, den Schah von Persien, zu erholen. Der heutige Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten hat alte historische Wurzeln. Das Osmanische Reich praktizierte eine Politik pragmatischer Toleranz.

Ein zeitgenössischer Reisender, der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf, berichtet, Süleyman der Prächtige sei während eines Aufenthalts in Aleppo gebeten worden, die Juden aus der Stadt zu vertreiben. Er zeigte auf einen Blumenstrauß und gab zu bedenken, dass die einzelne Blume erst durch die Farbigekeit der anderen an Pracht gewinne. «Je mehr Nationen in meinem Reich leben, desto grössere Autorität bringen sie meinen Provinzen und machen sie berühmt.» Der Stadtrat war einverstanden: Die Juden durften bleiben. Die Juden von Aleppo waren bis weit in die fünfziger Jahre, als sie

nach Israel auswanderten, eine kleine, aber wohlhabende Gemeinschaft. Der Codex von Aleppo, die weltweit älteste vollständige Handschrift der hebräischen Bibel, wurde in der Grossen Synagoge aufbewahrt und gelangte 1958 nach Israel. In Aleppo fungierten Juden oft als Konsuln christlicher Mächte wie etwa Österreich, Preussen oder Russland.

Im Osmanischen Reich war Aleppo überhaupt eine Stadt, in der viele Länder mit Konsulaten vertreten waren – anders als Damaskus, ihre Rivalin im Süden, in der Ausländer nicht so gern gesehen waren. 1548 ernannte Venedig einen Konsul in Aleppo, denn «dort waren Kaufleute ansässig, und dort wurde Handel getrieben». In der Folge ernannten auch Frankreich (1560), England (1593) und die Niederlande (1607, fünf Jahre bevor der erste Botschafter in Konstantinopel eintraf) Konsuln in Aleppo. Die Konsulate in Aleppo zählen (besser gesagt: zählten) zu den ältesten der Welt.

Was in Kairo in einem Monat verkauft wurde, wurde in Aleppo in einer Woche verkauft.

Englische Kaufleute kamen nach Aleppo, um mit Stoffen, Seide, Seife und Pferden zu handeln. In Shakespeares «Macbeth» heisst es: «Ihr Mann ist nach Aleppo fort, Schiffskäpten auf der <Tiger>...» Arabische Pferde, die von englischen Händlern in Aleppo gekauft wurden, sind die Vorfahren der ältesten reinrassigen Rennpferde von heute. Unter den späteren britischen Reisenden, die Aleppo besuchten, waren auch Lawrence von Arabien und Agatha Christie, die in der Umgebung bei Ausgrabungen mitwirkte.

Bibelsprüche und Koranverse

Für den englischen Reisenden Thomas Coryat war Aleppo «der wichtigste Handelsplatz Syriens, ja des gesamten Orients». Leonhard Rauwolf sah «grosse Karawanen von Packpferden und Maultieren, täglich treffen immer mehr Kamele ein, von überall her, aus Anatolien, Armenien, Ägypten und Indien usw., und die Strassen sind so verstopft, dass man kaum vorwärtskommt». Bis zu seiner Zerstörung im Jahr 2012 war der Suk von Aleppo einer der bedeutendsten im Nahen Osten.

Der kaufmännische Geist der Stadt drückte sich in vielen Sprichwörtern aus: «Jede Übertreibung ist schädlich, selbst in religiösen Dingen.» Oder: «Wenn du mit einem Hund Ge-

schäfte machst, rede ihn höflich mit <Mein Herr> an.» Von Aleppinern hiess es, dass sie einem eine getrocknete Eselhaut verkaufen konnten. Was in Kairo in einem Monat verkauft wurde, wurde in Aleppo in einer Woche verkauft.

In Zeiten, in denen religiöse Minderheiten in fast allen europäischen Städten nicht geduldet oder anderweitig diskriminiert wurden, lebten in Aleppo (wie in anderen Städten des Osmanischen Reichs) Muslime, Christen und Juden. Im 17. Jahrhundert stellten Christen 20 Prozent der Bevölkerung. Christen und Muslime riefen dieselben Gerichte an, kauften bei denselben Händlern und arbeiteten in denselben Gilden, selbst wenn einige Gilden von den Angehörigen einer Religion dominiert wurden. Die erste arabische Druckerei im Nahen Osten wurde 1703 in Aleppo von Christen gegründet.

Die Aleppiner Häuser hatten getäfelte Räume, die oft mit Bibelsprüchen und Koranversen geschmückt waren. Alles zeugte von Status, Wohlstand und Toleranz. Schon lange vor dem heutigen Bürgerkrieg wurden viele Häuser ausgeraubt oder verkauft – siehe das kostbare «Aleppo-Zimmer» (im Museum für Islamische Kunst in Berlin), das von 1600–1603 für den reichen Kaufmann Isa bin Butros (Jesus, Sohn des Petrus) gestaltet worden war.

In Aleppo wurde Wert auf respektvolle Umgangsformen gelegt. Ein Sprichwort lautete: «Halabi dschalabi, Schami harami.» («Ein Mann aus Aleppo ist ein vornehmer Herr, ein Damaszener ist ein Betrüger.») Der Chevalier d'Arvieux, der von 1679 bis 1686 französischer und niederländischer Konsul in Aleppo war, schrieb, dass der regelmässige Austausch von Geschenken für ein reibungsloses soziales Miteinander sorgte. «Die Aleppiner sind die höflichsten und liebenswürdigsten Menschen, die man im Osmanischen Reich finden kann. Das ist das Schöne und Bemerkenswerte an ihnen, und das unterscheidet sie von allen anderen Einwohnern dieses grossen Reichs.» Muslimische Beamte tranken bei den Mahlzeiten «pausenlos» Wein und Schnaps, sie hätten ihn mit grösster Liebenswürdigkeit behandelt und ihm ihre Freundschaft angeboten.

Der Basler Forschungsreisende Johann Ludwig Burckhardt weilte von 1809 bis 1812 in Aleppo, um dort Arabisch zu lernen, in einer politisch unruhigen Zeit, in der Scherifen und Janitscharen miteinander in Streit lagen. Burckhardt schrieb: «Man muss eine Zeitlang unter den Türken gelebt und die Milde und Friedfertigkeit in ihrem Character, die Mässig-



Fast über Nacht tauschte Aleppo seine Toleranz gegen Terrorismus ein: Aleppo vor dem Krieg, 2010.



«Ruhiger Aufenthalt»: J. L. Burckhardt.

keit und Regelmässigkeit in ihren Gewohnheiten kennengelernt haben, um es möglich zu finden, dass die Einwohner von Aleppo jahrelang ohne gesetzliche Form, ohne öffentliche Gerechtigkeitspflege, bloss von einer elenden Policywache beschützt, leben konnten und dass dabey die Stadt doch ein sicherer und ruhiger Aufenthalt war.» Europäer wurden «streng respektiert».

1910 gab es moderne Schulen und Spitäler in Aleppo, die Stadt war ein Eisenbahnknotenpunkt, der Istanbul, Medina und schliesslich Bagdad miteinander verband. Dank der katholischen Einwohner und Schulen war Französisch die zweite Sprache, lange bevor die Stadt 1920 von französischen Truppen besetzt wurde. Das war der Beginn der 25-jährigen französischen Mandatszeit. Der letzte osmanische Stadtkommandant, der Aleppo im Oktober 1918 nach vierhundert Jahren osmanischer Herrschaft verliess, war Mustafa Kemal (Atatürk).

«Wiege der arabischen Musik»

1925 hatte Aleppo 210 000 Einwohner, davon waren 60 Prozent Muslime, 12 Prozent Christen (ohne Armenier), 3 Prozent Juden und womöglich bis zu 25 Prozent Armenier, Überlebende des Genozids in Anatolien. Das Central Turkey College in Antep (dem heutigen Gaziantep), eine amerikanische Missionsschule für Armenier, wurde 1924 in Aleppo neu eröffnet. Als Aleppo College zählte es zu den besten Schulen Syriens. Levon Ter-Petrosjan, der erste Präsident des unabhängigen Armenien von 1991 bis 1998, wurde 1945 in Aleppo geboren.

Im 20. Jahrhundert war Aleppo nicht nur berühmt als «Wiege der arabischen Musik», mit den besten Musikern und dem kenntnisreichsten Publikum in der gesamten arabischen Welt,



Juden durften bleiben: Süleyman der Prachtige.

sondern auch für seine Küche. Es soll mindestens 26 Versionen von «Aleppo-Kebab» geben, etwa mit Kirschen, Pinienkernen oder mit Wüstenröffeln. Aleppiner Bräute mussten traditionell drei Erfordernisse erfüllen: Sie mussten hübsch und rundlich sein, Laute spielen und gut kochen können.

Nach der staatlichen Unabhängigkeit 1946 wurde zwar Damaskus Hauptstadt – zur grossen Enttäuschung der Aleppiner; aber deren Stadt blühte. Noch in den Siebzigern konnten Mädchen in kurzen Röcken auf die Strasse gehen. Unter Hafis al-Assad (dem Vater von Baschar al-Assad) war Syrien eine brutale Diktatur,

aber das Geschäftsleben florierte. Kaufmannshäuser wurden zu modernen Hotels umgebaut. Am Stadtrand schossen Fabriken aus dem Boden. Die Bevölkerung stieg auf über zwei Millionen. Touristen liessen sich vom Suk verzaubern.

Im Osmanischen Reich hatte es jahrhundertlang Städte mit ethnisch gemischter Bevölkerung (wie etwa Aleppo) gegeben, aber nach 1900 waren ihre Tage gezählt – Saloniki wurde hellenisiert, Konstantinopel und Smyrna türkisiert, Alexandrien ägyptisiert, Nikosia, Sarajevo und Bagdad nach Konfessionen aufgeteilt, Beirut im Bürgerkrieg verwüstet. Aleppo, eine der ältesten dieser Städte, hatte sich in ihrer Art am längsten gehalten. Der Anteil der nichtmuslimischen Bevölkerung war im 20. Jahrhundert sogar gestiegen.

Während des libanesischen Bürgerkriegs (1975–1990) sagte mir ein Syrer: «Der Libanon ist die Verlobungsparty, Syrien wird die Hochzeit sein.» Seit 2012 ist auch Aleppo ruiniert: durch das Assad-Regime, die Wut der Menschen, die Versteppung und die Verelendung der ländlichen Umgebung und die islamistischen Milizen, die vom Ausland bewaffnet und finanziert werden.

Von Aleppo ging einst die Botschaft aus, dass unterschiedliche Völker und Religionen friedlich miteinander leben können – wie vor 1914 in den Städten des Osmanischen Reichs und wie heute in London, Paris oder Dubai. Aber Städte sind verwundbar. Sie brauchen staatlichen Schutz. Wenn sich der Staat gegen eine Stadt wendet, können noch die tolerantesten Städte explodieren, schneller, als wir denken. Aleppo ist ein Menetekel. Heute Aleppo – welche Stadt morgen? Städte können ohne ein gesichertes Fundament nicht überleben. Gott ist



Die Katastrophe geht weiter: Aleppos Altstadt, März 2016.

auf der Seite starker Bataillone, wie Voltaire schrieb, beziehungsweise derjenigen, die am besten schiessen. Handel, Toleranz und Zivilität schützen nicht vor Rassenhass und religiösen Eiferern. Staaten und Religionen zerstören die Stadt. Fast über Nacht tauschte Aleppo seine Toleranz gegen Terrorismus ein und zeigte, dass das 21. Jahrhundert so brutal sein kann wie vorangegangene Jahrhunderte. Aleppo ist eine Warnung vor der Eitelkeit der Gegenwart.

Rücksichtslosigkeit von allen Seiten

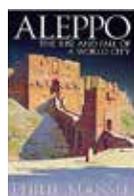
«Tausend Jahre Zivilisation wurden in wenigen Monaten Bürgerkrieg vernichtet», sagt Abdurrahman. «Dieser Krieg nimmt uns nicht nur das Leben, sondern auch unsere Geschichte.» Von Regierungstruppen kontrollierte Viertel sind relativ ruhig. Rebellenviertel werden gnadenlos mit Fassbomben und Bunker brechenden Geschossen angegriffen, die auch jene treffen, die in Bunkern (von Schulen und Hospitälern) Schutz suchen. Leere Benzinfässer und Gasflaschen, gefüllt mit Sprengstoff, Nägeln, Benzin, Chlor und anderen Chemikalien, werden über Rebellenvierteln abgeworfen, über Moscheen, Märkten, Schulen und Krankenhäusern. Das Knattern der Rotorblätter von Hubschraubern löst regelmässig Panik aus.

Die Behauptung Präsident Assads, seine Streitkräfte würden keine Fassbomben verwenden, ist absurd («Wir leben in einem Hurrikan von Fassbomben», sagt ein Aleppiner) und bestätigt nur die Brutalität seines Vorgehens.

Die Aufständischen, die über keine Flugzeuge verfügen, nehmen mit selbstgebauten Granatwerfern Gebiete unter Beschuss, die von Regierungstruppen gehalten werden. Alle Seiten gehen rücksichtslos vor, wobei Assad mehr Möglichkeiten hat. Laut Amnesty International finden in Aleppo tagtäglich «unvorstellbare Gräueltaten» statt. Die Stadt ist ein einziger Albtraum.

Inzwischen sollen nur noch 500 000 Menschen in der Stadt sein. Die Musik und die Küche von Aleppo leben fort unter den Emigranten auf der ganzen Welt, in São Paulo, Los Angeles oder Paris. Die Aleppiner fahren nicht mehr zum Einkaufen in die Türkei, sie fliehen dorthin, um ihr Leben zu retten. Nur eines ist gewiss: Die Katastrophe geht weiter.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Literatur

Philip Mansel: Aleppo: The Rise and Fall of Syria's Great Merchant City. I. B. Tauris. 250 Seiten

Mansel, 65, ist britischer Historiker, spezialisiert auf Herrscherfamilien und Stadtgeschichten. Er studierte am Eton College und am Balliol College in

Oxford und ist Mitglied der Royal Historical Society. Zurzeit schreibt er eine Biografie von Louis XIV. www.philipmansel.com

Witwe gegen König

Ein neues Gesetz ermöglicht 9/11-Hinterbliebenen, gegen Saudi-Arabien zu klagen. Vergeblich hatte Präsident Obama versucht, die Notbremse zu ziehen. Von Pierre Heumann

Stephanie Ross DeSimone war schwanger, als ihr Ehemann Patrick Dunn beim Angriff auf Amerika getötet wurde. Der Marineoffizier hielt sich am 11. September 2001 im Westflügel des Pentagon auf, als fünf Terroristen eine entführte American-Airlines-Maschine in Richtung Verteidigungsministerium steuerten. Zusammen mit Patrick starben 125 Menschen im Pentagon sowie alle 64 Personen in der Boeing 757.



125 Tote: Pentagon, 11.9.2001.

Fünfzehn Jahre nach dem Terroranschlag zerrt Stephanie das Königreich Saudi-Arabien vor Gericht. Riad habe die Al-Qaida-Terroristen sowie deren Anführer Osama Bin Laden materiell unterstützt, heisst es in der Anklageschrift.

Auf das Königreich rollt eine Klagewelle zu. Nicht nur die Witwe und deren Tochter wollen vor dem amerikanischen Gericht durchsetzen, dass ihnen Saudi-Arabien Schadenersatz und Bussgeld bezahlt. Insgesamt wurden an jenem Dienstag 3000 Menschen Opfer des Terrors – nicht nur in Washington, sondern auch in New York und in Pennsylvania. Eine New Yorker Kanzlei spricht von Hunderten weiterer Opferfamilien, die Gerechtigkeit fordern.

Justizabel werden die Fälle durch ein neues Gesetz, das gegen die Terror-Drahtzieher gerichtet ist: die Justice Against Sponsors of Terrorism Act, kurz Jasta. US-Präsident Barack Obama hatte zwar versucht, das Gesetz zu ver-

hindern. Doch sein Veto wurde im Parlament überstimmt.

Jasta ermöglicht Prozesse, die bisher undenkbar waren. Bisher konnten US-Bürger nicht gegen fremde Länder klagen, da auch keine Regierung eine andere Regierung vor Gericht zur Rechenschaft ziehen durfte. Bilaterale Probleme sollten nicht auf dem Justiz-, sondern auf dem Verhandlungsweg gelöst werden.

Regierung könnte Klagen blockieren

Jetzt sind souveräne Staaten nicht mehr immun, falls sie im Verdacht stehen, den Terror zu unterstützen.

Die Saudis plädieren auf unschuldig. Fünfzehn der neunzehn Terroristen stammten zwar aus Saudi-Arabien. Doch das Königreich stellt sich auf den Standpunkt, dass Bin Laden viele Jahre vor 9/11 ausgebürgert worden sei. Zudem gebe es keine Beweise dafür, dass Saudi-Arabien den Terrorangriff unterstützt habe. Auch amerikanische Untersuchungen konnten den Nachweis nicht erbringen. Ausserdem verfolgt Saudi-Arabien seit dem 11. September 2001 Terroristen und sieht sich als Teil der westlichen Anti-Terror-Allianz.

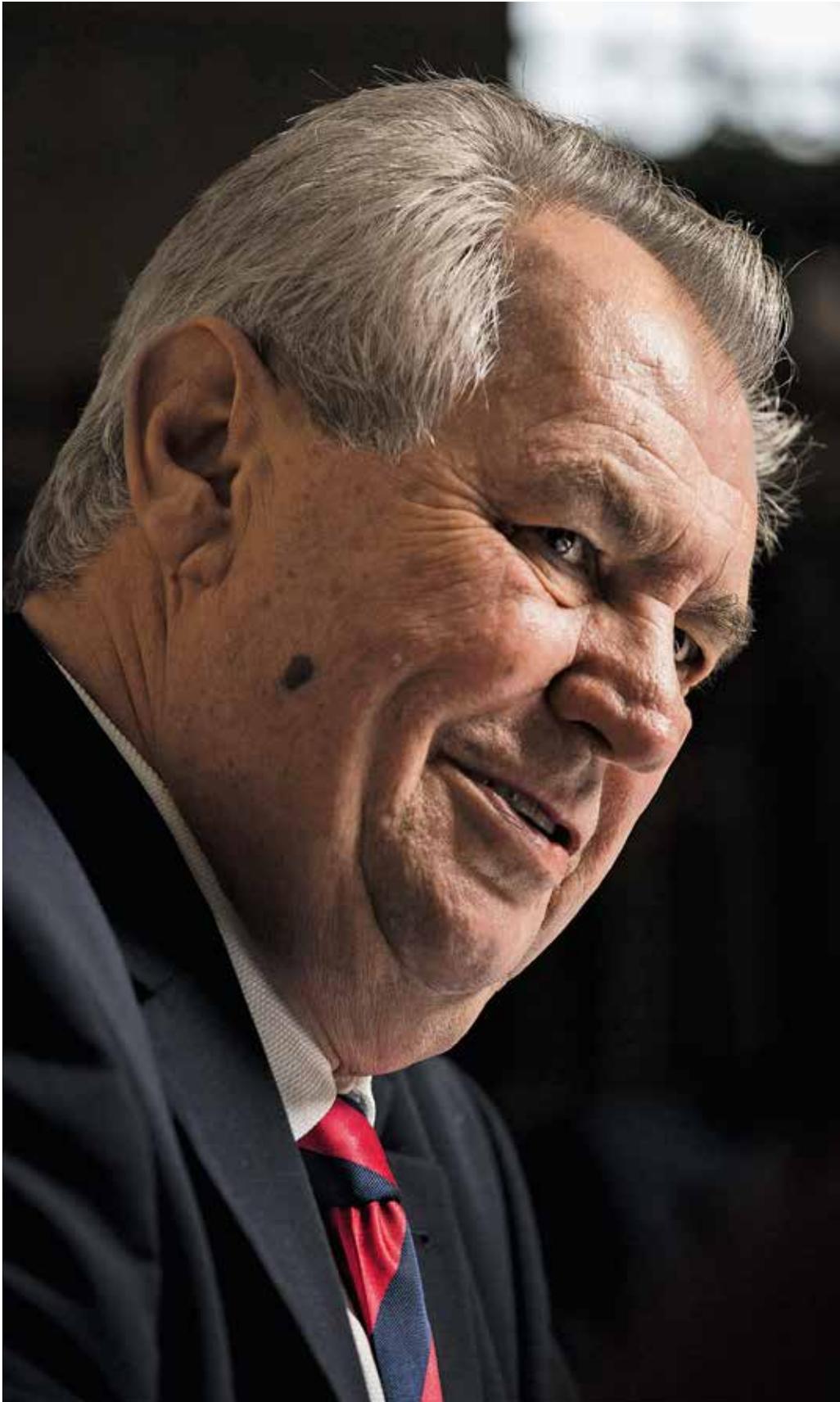
Aber die Beziehungen zwischen Riad und dem Terror sind komplex. Nichtstaatliche Terrorgruppen werden von Riad unterstützt, zum Teil auf verschlungenen Wegen. Und wahhabitische Institutionen, die mit dem Herrscherhaus verbunden sind, rufen weltweit zur Gewalt auf.

Die verständlichen Forderungen amerikanischer Terroropfer nach Gerechtigkeit haben ihren Preis. Jasta vergiftet das Klima zwischen Riad und Washington. Man werde die Beziehungen zu den USA überdenken müssen, mahnen saudische Politiker. Saudische Wirtschaftsführer drohen zudem mit dem Abzug ihrer Investitionen aus den USA – als Protest dagegen, dass das Königreich auf die Anklagebank gesetzt wird.

Doch Jasta-Folgen hin oder her: Ob Stephanie Ross DeSimone je Gerechtigkeit widerfahren wird, ist fraglich. Die Regierung kann nämlich jede Klage während 180 Tagen einfrieren. Sie muss bloss nachweisen, dass sie mit Saudi-Arabien über die Klage verhandelt. Um politischen und wirtschaftlichen Schaden abzuwenden, darf das Aussenministerium die Frist nach Belieben ausdehnen, sofern weiter verhandelt wird. Womit die Regierung ein Instrument hat, um alle vor Gericht hängigen Jasta-Klagen zu blockieren. ○

Dröhnendes Echo

Takt oder Rücksichtnahme sind Milos Zeman fremd. Auch im *Weltwoche*-Gespräch nimmt Tschechiens Präsident kein Blatt vor den Mund: Den Islam will er bekämpfen, Migranten auf unbewohnte Inseln deportieren. Von Wolfgang Koydl



«Mit Kannibalen kann man nicht über Rezepte reden»: Staatschef Zeman.

Milos Zeman ist ein grosser Mann, wobei hier körperliche Masse gemeint sind und nicht eine herausragende politische und intellektuelle Statur. Jedenfalls ist es so, dass der tschechische Staatspräsident nicht verschwindet neben dem Riesen, der sich ständig in seiner Umgebung aufhält: halb Leibwächter, halb Faktotum, ein bisschen Pfleger. Zu seinen Aufgaben gehört es unter anderem, Zemans robusten Gehstock zu verwahren, wann immer der Präsident sitzt.

Milos Zeman ist auch ein Mann der grossen Worte, wobei hier ebenfalls weniger deren Nachhall in der Zukunft gemeint ist als ihr dröhnendes Echo in der Gegenwart. Denn der 72-Jährige ist ein Freund des deutlichen, ja des derben Wortes. Ihm ist es herzlich egal, wie vielen Politikern daheim er auf die Zehen tritt und wie vielen Diplomaten er Herzrasen verursacht.

Damit wird aus Zeman, so kann man es wohl sagen, ein potenziertes Orbán: Was Ungarns Ministerpräsident aus politischer Rücksichtnahme nicht so deutlich aussprechen kann, wie er es wohl möchte, kann der Tscheche ungeübt in die Welt hinausposaunen. Dabei gelingt es ihm immer noch, seine Zuhörer zu überraschen, obwohl er noch nie mit seiner Meinung hinter dem Berg hielt – egal, was oder wen er ins Visier nahm: die EU («keine Zukunft, weil ihre Führer keine Träume haben»), Sudentendeutsche («Hitlers fünfte Kolonne»), den Umsturz in der Ukraine («undemokratisch») oder die Republik Kosovo («von der Drogenmafia finanziertes Terror-Regime»).

Churchills Sieg trotz Alkohol

Einer seiner schärfsten politischen Widersacher, der bei den Präsidentschaftswahlen unterlegene Gegenkandidat Karel Schwarzenberg, verstieg sich angesichts Zemans verbaler Rundumschläge sogar einmal zu der rhetorischen Frage, ob diese Meinungsäusserungen von

Es gelingt Zeman immer noch, seine Zuhörer zu überraschen.

einem Politiker bewertet werden sollten oder nicht vielleicht doch lieber von einem Arzt. In diesem Zusammenhang werden dabei stets Spekulationen über ein Alkoholproblem des Präsidenten laut. Zeman wischt das so leger vom Tisch wie ein leeres Bierglas: Hitler sei Abstinenzler gewesen und habe den Krieg verlor-

ren, meinte er einmal. Gewonnen habe Winston Churchill, dessen Champagner- und Whisky-Konsum legendär gewesen sei. Auch beim Treffen mit der *Weltwoche* am Rande einer internationalen Tagung, die der ehemalige Putin-Vertraute und Ex-Chef der russischen Eisenbahnen, Wladimir Jakunin, jedes Jahr in Rhodos ausgerichtet, blieb sich Zeman treu und nahm kein Blatt vor den Mund. Er gefällt sich in der Rolle der Cassandra, auch wenn er natürlich das traurige Schicksal der griechischen Prophetin kennt: Die Bürger von Troja glaubten ihr nicht. «Aber sie hatte recht, und wir alle wissen, was mit Troja geschah», meint Zeman trocken.

Der Politiker kommt zwar ursprünglich aus der tschechischen Sozialdemokratie, aber seine Ansichten und Meinungen zu den wichtigsten politischen Themen der Gegenwart haben kaum Ähnlichkeit mit weichgespültem sozialdemokratischem Mainstream. Das betrifft sowohl seine Skepsis über den Zustand und die Zukunft der Europäischen Union als

Bei der islamischen Zuwanderung zieht er einen Strich: «Sie ist inkompatibel mit unserer Kultur.»

auch seine apokalyptischen Warnungen vor den Folgen einer unbegrenzten muslimischen Massenzuwanderung für Europa und vor den Gefahren, die vom radikalen Islam ausgehen.

Letzterer ist seiner Meinung nach ein «gesellschaftlicher Krebs», dessen unaufhörlich wuchernde Metastasen die westliche Zivilisation zerstören. Noch vor wenigen Jahren habe der sogenannte Islamische Staat nur Einfluss in sechs Ländern gehabt, zählt er auf. Heute habe er sich schon in 35 Staaten festgefressen – von Westafrika bis nach Afghanistan. «Aber Krebs kann man nicht heilen, indem man ihm gut zuredet», diagnostiziert Zeman. «Man muss ihn bekämpfen.»

Daher will er den Dialog mit dem radikalen Islam begrenzen: «Ein grenzenloser Dialog ist Quatsch», erklärt er bündig und verwendet dabei das deutsche Wort. Mit Terroristen sei ein Gespräch genauso wenig notwendig und möglich wie damals mit den Nazis, fügt er hinzu.

Er sucht nach einem passenden Vergleich. «Sehen Sie», sagt er, «auf der ganzen Welt gibt es viele verschiedene Speisen und Gerichte, die man vergleichen und verkosten kann.» Das sei ein Beispiel für einen für alle Seiten fruchtbaren Dialog. «Aber mit Kannibalen kann man nicht über Rezepte reden», meint er schliesslich. «Bei ihnen stellt sich die Frage anders: denn wir sind ihre Mahlzeit. Wer diesen Unterschied nicht kennt, der macht einen grossen Fehler.»

Verhängnisvoll wäre es nach seiner Überzeugung auch, sich in der falschen Sicherheit zu wiegen, dass die grosse Mehrheit der

Menschen in islamischen Ländern ja friedfertig und nur eine verschwindend kleine Gruppe von Dschihadisten gewalttätig sei. «Anfang der dreissiger Jahre waren die Deutschen auch alle anständig und kultiviert, die Nation von Goethe und Schiller», sagt er. «Drei Jahre später waren sie alle fanatische Nazis.» Genauso verhalte es sich mit dem radikalen Islam. «Diese einfache und attraktive Ideologie kann die jungen Generationen beeinflussen und stellt eine akute Gefahr für unsere Zivilisation dar.»

Vorbild Australien

Und wir holen uns diese Gefahr sogar mit offenen Armen ins Land, höhnt Zeman und spricht damit die «absolut verfehlt, absurde» Willkommenskultur der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel an. «Ich bin nicht gegen Migranten in meinem Land, wenn sie aus der Ukraine kommen, aus Vietnam, Russland, Weissrussland oder Serbien», stellt er klar. Nur bei der islamischen Zuwanderung zieht er einen Strich: «Sie ist inkompatibel mit unserer Kultur.»

Mit dieser Ansicht weiss er nicht nur viele seiner Landsleute hinter sich, sondern auch die Bevölkerung anderer mittel- und osteuropäischer Länder. Das Ergebnis des ungarischen Referendums vom vergangenen Wochenende, in dem sich 98 Prozent der Wähler gegen eine von der EU verordnete Zuwanderungspolitik aussprachen, war für Zeman keine Überraschung.

Für das Problem, das ungebildete Wirtschaftsmigranten aus Afrika und dem Nahen Osten für die Europäer darstellen, schlägt Zeman eine einfache, aber radikale Lösung vor: «Wir sind hier in Rhodos, auf einer griechischen Insel», erklärt er seinen Plan. «Griechenland hat viele unbewohnte Inseln, und ich bin dafür, diese Wirtschaftsmigranten dorthin zu deportieren.»

Sorgen, dass die Regierung in Athen sich nicht auf dieses Vorhaben einlassen würde, plagen ihn nicht. Griechenland habe schliesslich nicht nur viele Inseln, sondern auch hohe Auslandsschulden. Mit so einem Deal könne man also den Griechen helfen, ihre Verbindlichkeiten abzubauen. Details will er zwar nicht nennen, aber im Kern scheint es darauf hinauszulaufen, dass Athen für die Bereitstellung solcher Hotspots von den Europäern vergütet wird. Mit anderen Worten: die komplette Umsetzung des australischen Modells. Denn Länder wie Kambodscha oder Nauru lassen sich von Australien für die Aufnahme illegaler Migranten bezahlen.

Praktische Schwierigkeiten bei der Anschaffung mehrerer hunderttausend vermutlich unwilliger junger Männer in die ägäische Inselwelt sieht der Präsident offenbar nicht voraus. «Wenn sie nach Europa reingekommen sind», konstatiert er lakonisch, «können sie auch wieder rausgehen.» ○

Konferenzen

Scharfsinn

Schwerenöter Dominique Strauss-Kahn gab auf Rhodos ein erfolgreiches Comeback.



Strauss-Kahn.

Er hat noch immer die schönsten Frauen. Dominique Strauss-Kahn mag zwar an einen Waldschrat erinnern, er mag seinen Job als Chef des IWF wegen angeblich ausschweifender Sexgelenkte verloren haben.

Doch die Frau, an deren Seite er gravitatisch den Saal durchpflügt, zieht alle Augen auf sich: eine Schönheit wie die Deneuve in ihren besten Jahren. Vorsorglich hat er seine Hand auf ihrem Körper geparkt, mal auf der Schulter, mal auf der Hüfte, mal ein wenig tiefer. Das hindert ihn freilich nicht, jede andere Frau im Raum eingehend zu mustern.

Der Franzose war prominenter Teilnehmer des jüngsten Rhodes Forum, einer internationalen Tagung, die der Putin-Berater Wladimir Jakunin seit vierzehn Jahren auf der früheren Kreuzritterinsel Rhodos abhält. Zu den Gästen zählten auch der frühere tschechische Staatspräsident Václav Klaus und sein Nachfolger Milos Zeman. Die Regierungschefs von Ungarn und der Slowakei, Viktor Orbán und Robert Fico, hatten zugesagt, konnten aber wegen der Beisetzung von Schimon Peres nicht kommen.

Im Sommer hatte Jakunin in Berlin im Rahmen seiner Stiftung Dialogue of Civilizations (DOC) eine eigene Denkfabrik aus der Taufe gehoben. Mit ihr will er, so der ehrgeizige Plan, etablierte Think-Tanks ergänzen. Bislang sind die wichtigsten dieser Institutionen amerikanischer oder britischer Provenienz, quer durchs Alphabet: von Aspen über Brookings, Carnegie und Chatham House bis zur Trilateralen Kommission. Die neue Denkfabrik kam bei den alten Monopolisten nicht gut an, die Medien schossen aus allen Rohren auf die Russen. Von Kreml-Propaganda war die Rede und von Oligarchengeldern – eigentlich wie erwartet und nicht völlig falsch. Nicht erwartet wurde, dass der DOC nicht nur die üblichen, «populistischen» Verdächtigen einlud, sondern ein breites Spektrum an Meinungen und Expertisen aus. Die Teilnahme des alten Schwerenöters Strauss-Kahn, der nichts von seinem Scharfsinn verloren hat, zeigt, dass sich der Think-Tank traut, ungewohnte Wege zu gehen. *Wolfgang Koydl*



«Ohne Pass können wir uns freier bewegen»: Migranten im Flüchtlingslager in Calais.

Im Herzen der Finsternis

Im illegalen Flüchtlingslager in Calais leben rund 10 000 Migranten, die nur darüber nachdenken, wie sie nach Grossbritannien kommen können. Warum unbedingt Grossbritannien? Warum nicht Frankreich? *Von Nicholas Farrell*

Der Eingang des illegalen Flüchtlingslagers in Calais, des sogenannten Dschungels, gleicht der Mündung eines Flusses, der in das Herz der Finsternis führt. Dieses Lager ist ein bedrückendes Symbol aller Probleme Frankreichs, dieses grossen Landes, in dem im nächsten Frühjahr Präsidentschaftswahlen stattfinden. Wenn sogar mittellose Migranten lieber nach Grossbritannien wollen, statt in Frankreich zu bleiben (ganz zu schweigen von Italien und Griechenland, wo sie erstmals europäischen Boden betreten haben), dann haben die Briten gewiss zu Recht für einen Austritt aus der Europäischen Union gestimmt.

Von glaubwürdiger Seite wird darauf hingewiesen, dass diese Migranten zum grössten Teil Wirtschaftsflüchtlinge sind, alleinstehende junge Männer aus Ländern, in denen kein brutaler Krieg herrscht. Im Dschungel von Calais bin ich keinem einzigen Syrer begegnet.

Man könnte natürlich sagen, dass die Menschen überall in Afrika und dem Nahen Osten ein armseliges Leben führen. Ja und? Mich interessierte nur die Antwort auf eine ganz einfache Frage: «Warum Grossbritannien, warum nicht Frankreich?»

Aber je weiter ich in die Tiefe dieses gigantischen Lagers vordrang, auf matschigen Wegen vorbei an Zelten und Bretterbuden, desto mehr sah ich, und desto mehr Fragen stellten sich mir. Ich fühlte mich wie Martin Sheen in dem Film «Apocalypse Now», der auf Joseph Conrads Erzählung «Herz der Finsternis» basiert. Captain Willard (gespielt von Martin Sheen), der in einem Saigoner Hotel auf einen neuen Einsatz wartet, wacht mit einem üblen Kater auf, schaut aus dem Fenster und sagt dann: «Saigon, Scheisse. Ich bin noch immer in Saigon.»

«Was immer wir sagen, ist rassistisch»

«Ist es gefährlich dort drin?», hatte ich einen der Polizisten gefragt, die den Eingang zum Dschungel am Stadtrand bewachen, unter der Autobahn, die zum Hafen führt, zu den Fährschiffen, die das Land von Milch und Honig auf der anderen Seite des Ärmelkanals ansteuern. «Ich würde nicht unbedingt sagen, dass es sicher ist», hatte der Mann geantwortet.

Alors, allons-y! Schon nach wenigen Metern stand ich vor einem erstaunlich soliden Schuppen, über dessen Tür der Schriftzug «Welcome Restaurant» gemalt war. Ein freundlicher jun-

ger Mann bat mich herein. Das von Afghanen geführte Restaurant verfügt über einen grossen Flachbildfernseher, der mit einem Dieseldieselelektrogenerator betrieben wird. Im Innern sassen Männer auf einfachen Bänken und Stühlen vor dem Fernseher und verfolgten einen Cricketmatch zwischen Pakistan und den West Indies. Für mich wurde ein Kerzenstummel angezündet, denn inzwischen war es dunkel geworden.

Ich wandte mich an einen jungen Mann, der gut Englisch sprach. Er sagte, dass er aus Afghanistan komme und sechzehn Jahre alt sei. Für meine Begriffe sah er eher wie ein Pakistani und eher wie fünfundzwanzig aus. Er sei schon vier Monate im Lager, erzählte er, über die Türkei und die Balkanroute sei er gekommen, eine viermonatige Reise zu Fuss und per Auto. Seine Familie in Nangarhar habe ihm die 8000 Euro für die Pilgerfahrt ins gelobte Land gegeben.

Ich erinnerte mich, was mir die 37-jährige Zahnarzthelferin Emma Louise Ashford tags zuvor in einer Kneipe am Bahnhof von Dover auf der anderen Seite des Ärmelkanals erzählt hatte. «Es kommen dauernd Syrer in die Praxis, die sagen, sie seien sechzehn, aber das stimmt nicht. Man muss sich nur ihr Gebiss

anschauen. Alle haben Weisheitszähne, also sind sie eher dreissig.»

Und ihr Freund Stuart Corrigan, 49 Jahre alt, Bootsmann auf einem Schlepper im Hafen von Dover, hatte hinzugefügt: «Man darf nichts sagen. Was immer wir sagen, ist rassistisch. Das sind keine Flüchtlinge, die aus einem Land kommen, in dem brutaler Krieg herrscht. Sie verarschen uns. Warum bleiben sie nicht in Frankreich? Warum müssen sie unbedingt zu uns kommen? Es muss an den Sozialleistungen liegen.»

Fünf Euro für ein Bier

Das stimmt – mehr oder weniger. Die meisten Bewohner des Flüchtlingscamps haben weder in Frankreich noch in Italien oder Griechenland Asyl beantragt, wo sie europäischen Boden betreten haben und nach dem Gesetz eigentlich hätten Asyl beantragen müssen. Diese Leute sind nicht dumm. Sie wollen nach Grossbritannien. Sie wissen, dass sie nur in einem Land einen Asylantrag stellen können. Sie wissen auch, dass es in Grossbritannien, anders als in der EU, keine Personalausweise gibt, sie sich dort viel leichter eine Schattenexistenz aufbauen können, mit oder ohne Asyl. Und sie wissen, dass sie, einmal in Grossbritannien angekommen, automatisch Sozialleistungen beziehen werden. Ausserdem gibt es mehr Jobs. Die Arbeitslosenrate in Grossbritannien liegt bei 5,4 Prozent, in Frankreich bei 10,5 Prozent.

Aber dieser Junge mit Namen Imran Sheerzad war anders. Wie er mir erzählte, hatte er drei Monate zuvor in Frankreich Asyl beantragt. «Bist du verrückt?», fragte ich. «Ist schon okay. Ich habe Verwandte in Grossbritannien. Mein Onkel besitzt in Birmingham einen Supermarkt.» Die Franzosen haben also Fingerabdrücke und Fotos von ihm, und solange über seinen Antrag nicht entschieden ist, bekommt er monatlich 341 Euro vom französischen Staat. Und wenn er in Frankreich Asyl erhält, wird er mit Hilfe seiner Verwandten problemlos nach Grossbritannien gehen können.

Aber warum muss es unbedingt Grossbritannien sein? «Die Möglichkeiten», sagte er. Ich wollte wissen, was er damit meine, aber er wollte oder konnte es nicht erklären.

Ich fragte ihn, ob er verheiratet sei. «Ja.» Wie alt ist seine Frau? «Achtzehn.» Hat er Kinder? «Ja, einen kleinen Sohn, ein Jahr alt.» Und ob er einen Pass habe, den er mir zeigen könne? Nein, er besitze keinen Pass.

Seine Geschichte – die Geschichte eines Sechzehnjährigen – passte hinten und vorn nicht zusammen. Ob er überhaupt ein richtiger Flüchtling sei? «Nein, ich bin kein Flüchtling», sagte er. «Aber ich brauche Hilfe.»

Gegenüber dem «Welcome Restaurant» dröhnte laute Musik aus einer Soundbox, drei Dutzend Afrikaner tanzten im Kreis wie Zulu-Krieger. Die meisten waren Äthiopier oder Sudanesen. Erstaunlicherweise waren auch ein

paar Frauen dabei, aber sie sassens ausserhalb des Kreises und tanzten nicht mit. Ich kam mit einem jungen Nigerianer ins Gespräch, der einwilligte, mir seine Geschichte zu erzählen. Er besorgte mir ein Bier für einen Euro, worüber ich nicht böse war, nachdem ich im «Welcome Restaurant» fünf Euro für ein Bier bezahlt hatte. Auch er ist einer der zahllosen Migranten hier im Lager, die allnächtlich Baumstämme und Äste auf die Autobahn werfen, um den Verkehr aufzuhalten, und dann versuchen, manchmal sogar mit Kettensägen und Eisenstangen, sich im Laderaum eines Ferntransporters zu verstecken, der unterwegs zum Fährhafen ist.

«Wir sind hinten in den Lastwagen reingeklettert», erzählte er. «Aber die britischen Polizisten mit ihren britischen Hunden haben mich entdeckt. Sie haben uns alle entdeckt. Die Hunde, die riechen jeden.»

Das war vor zehn Tagen bei der britischen Passkontrolle, die nach dem Vertrag von Le Touquet von 2003 nicht mehr in Dover stattfindet, sondern bereits in Calais. Zurzeit hat der Mann eine starke Erkältung, die er erst auskurieren muss, bevor er den nächsten Versuch unternimmt. Im Spital von Calais wurde er mit kostenlosen Antibiotika versorgt.

Vor einem Monat habe er gesehen, wie ein Migrant von einem Lastwagen überfahren wurde. Verhindern die Fahrer denn nicht, dass Leute auf ihren LKW aufspringen? «Sie sehen uns, aber sie können nichts machen und nichts sagen. Wir sind zu viele.»

In Italien ist es noch schlechter

Der Mann, er heisst Endurance Dahosa, ist 25 Jahre alt, ein Christ, stammt aus dem Nigerdelta. Vor vier Monaten wurde er von der italienischen Marine ausserhalb der libyschen Gewässer gerettet. 250 Personen befanden sich auf dem grossen Schlauchboot. Für den Platz hatte er 400 Euro bezahlt, ein Jahr hatte er in Libyen zugebracht. Er kam nach Lampedusa, von dort ging es per Schiff und Bahn weiter nach Mailand, wo er von einer italienischen Unterstückergruppe ein Busticket nach Paris bekam. An der französischen Grenze gab es keine Passkontrolle. Seit zwei Monaten ist er im Dschungel, teilt sich mit einem anderen Nigerianer einen Verschlag. Er hat nach eigener Aussage kein Geld, bekommt aber kostenlos Essen in der Kantine, die von einer französischen Wohlfahrtsorganisation betrieben wird. Und er hat ein Mobiltelefon. Da er in Frankreich kein Asyl beantragt hat, stehen ihm auch die 341 Euro Sozialhilfe pro Monat nicht zu.

«Selbst Frankreich ist besser als Italien», sagte er. «In Italien gibt es keine Arbeit.» In Nigeria gibt es, bis auf die Angriffe, die im Norden des Landes von der islamistischen Terrororganisation Boko Haram verübt werden, keinen Krieg. Ich fragte ihn, ob er ein richtiger Flüchtling sei. «Mein Land behandelt mich nicht gut, weil ich Mitglied in einer Vereinigung war», antwortete

Wie weiter nach der Räumung?

Am Montag vergangener Woche kam der französische Staatspräsident François Hollande zum ersten Mal in seiner Amtszeit nach Calais. Einen Besuch im Flüchtlingscamp verkniff er sich, aber er verkündete, dass das Lager bis Ende Jahr aufgelöst werden solle. Die Migranten, die hier Unterschlupf gefunden haben, sollen auf 164 Aufnahmeeinrichtungen in ganz Frankreich verteilt werden. Seine Gegner wie etwa sein Vorgänger Nicolas Sarkozy, der bei den nächsten Präsidentschaftswahlen kandidieren will, haben versprochen, die Briten zur Aufnahme der Flüchtlinge zu zwingen. Wie das geschehen soll, ist unklar, da Grossbritannien weder völkerrechtlich noch moralisch verpflichtet ist, diese Leute aufzunehmen – selbst wenn es sich bei ihnen tatsächlich um richtige Flüchtlinge und nicht bloss um Wirtschaftsmigranten handeln sollte. Gemäss Dublin-Verordnung müssen Asylanträge in dem Land gestellt werden, in dem die Flüchtlinge nachweislich zuerst in die Europäische Union eingereist sind – theoretisch also Italien oder Griechenland, aber gewiss nicht Grossbritannien. (nf)

er. «Von Kultangehörigen. Sie wollten mich töten. Ich war mit jemandem, der jemanden umgebracht hat, und meine Mutter hat gesagt, ich solle fortgehen.» Mein Eindruck war, dass er Mitglied einer mafiaartigen Bande war und zu viel wusste oder zu viel gesehen hatte.

Und warum unbedingt Grossbritannien? Warum nicht Frankreich? «Ich liebe Grossbritannien. Grossbritannien ist mein ...», sagte er. «Nigeria ist meine Mutter, aber Grossbritannien ist mein Vater.» Und Frankreich? «In Frankreich ist es schwer für mich. In Frankreich müsste ich von vorn anfangen. Wie ein Erstklässler. Abc. *Ça va?* Nein, nein. In Grossbritannien kann ich meine Kenntnisse anwenden.»

Seine grosse Leidenschaft ist Fussball. Er trägt ein blaues England-Shirt mit den drei englischen Löwen. «Ich spiele Verteidiger. Ich bin sehr gut. Mein Vorbild ist John Terry [Captain von Chelsea und ehemaliger Captain der englischen Nationalmannschaft].»

Endurance hat nach eigener Aussage keine Papiere. «Ich habe einen nigerianischen Pass, aber den habe ich zu Hause gelassen. Ohne Pass können wir uns freier bewegen.»

Er und Tausende andere Migranten im Dschungel und in kleineren Camps an der französischen Kanalküste warten derweil auf eine Gelegenheit, nach Grossbritannien zu kommen – sie «warten und warten und warten», wie in dem Filmklassiker «Casablanca».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

GELESEN

«Die Welt ist ungerecht»

GELESEN

«Es gibt Anlass zur Hoffnung»

Schock und Perspektive

Von Thilo Sarrazin — Was bedeutet der Erfolg der Alternative für Deutschland (AfD) in Mecklenburg-Vorpommern für die Zukunft? Folgende Szenarien sind bei der Bundestagswahl von 2017 denkbar.



Die jüngsten Landtagswahlen in Mecklenburg-Vorpommern und in Berlin haben SPD und CDU gedemütigt und die AfD endgültig im deutschen Parteiensystem verankert. Die etablierten Parteien sehen sich vor einem schwierigen Spagat:

1 — Sie müssen einerseits die Wähler der AfD umwerben und dürfen darum deren Urteilskraft nicht anzweifeln und ihre Ängste nicht kleinreden.

2 — Um die AfD zu delegitimieren, müssen sie andererseits deren Wähler als verirrte Schafe darstellen, die auf einen bösen Wolf hereingefallen sind. Dies kann man nur in Grenzen tun, ohne die Wähler zu beleidigen. Als Ausweg bietet es sich an, den demokratischen Charakter der AfD in Frage zu stellen und ihr Führungspersonal moralisch anzuzweifeln.

3 — Das wiederum kann die AfD mit Aussicht auf Erfolg durch moderates Auftreten und Verzicht auf allzu scharfe Töne unterlaufen und doch in den Flüchtlings- und Einwanderungsfragen ganz hart bleiben. Mit den beiden freundlichen Spitzenkandidaten in Mecklenburg-Vorpommern und Berlin ist dies der AfD weitgehend gelungen.

Im Hinblick auf die Bundestagswahl 2017 eint jetzt alle etablierten Parteien das Interesse, Normalität zu zelebrieren und Einwanderungs- und Flüchtlingsfragen sachte in den Hintergrund zu rücken. Auf dieser Grundlage müssen sie dann auf die Vergesslichkeit und die traditionellen Wählerbindungen der Bürger hoffen. Das kann gelingen, wenn in den nächsten elf Monaten drei Bedingungen erfüllt werden:

1 — Es gibt eine weiterhin gute Wirtschaftsentwicklung, und die günstigen Arbeitsmarktzahlen setzen sich fort. Das ist nicht unwahrscheinlich. Die grossen Zahlen langfristig arbeitsloser Flüchtlinge werden erst ganz allmählich in die Statistik kriechen. Und die wachsenden Kosten ihres Unterhalts werden von der positiven Entwicklung der Steuereinnahmen überlagert.

2 — Grosse Terroranschläge in Europa oder andere Ereignisse wie die Silvesternacht in Köln bleiben aus. Dazu sind naturgemäss keine Wahrscheinlichkeitsaussagen möglich.

3 — Es gibt keine erneute Zunahme des Einwanderungsdrucks. Das halte ich für unwahrscheinlich. Das Türkei-Abkommen funktioniert nur teilweise, weil es immer noch eine bestimmte Anzahl Flüchtlinge auf die griechischen Inseln schafft und weil es im Verhältnis dazu kaum Rückführungen gibt. Daraus wird ein Druck auf Deutschland entstehen, in grösseren Zahlen Flüchtlinge aus Griechenland aufzunehmen. Eine quotale Verteilung in der EU wird erneut nicht funktionieren. Zudem steigt die Zahl der Flüchtlinge, vor allem aus Subsahara-Afrika, die es nach Italien schaffen. Die Italiener werden die Last mit uns teilen wollen.



Schwieriger Spagat: «Tag der Einheit».

Schon heute wächst der Zustrom vor allem über den Schleichweg durch die Schweiz. Ich halte es für wahrscheinlich, dass es im Verlauf der nächsten zwölf Monate zu einer neuen Flüchtlingskrise kommt, bei der es erneut keine überzeugende europäische Lösung geben wird. Dagegen wird die immanente Krise der Währungsunion noch für längere Zeit auf Park-Position bleiben. Dafür sorgt die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank (EZB). Das könnte sich ändern, wenn der italienische Ministerpräsident Matteo Renzi scheitert oder Marine Le Pen bei den französischen Präsidentschaftswahlen gewinnt. Daraus können Vertrauenskrisen erwachsen, die auch die Währungsunion gefährden.

Vernünftige Voraussagen sind vor diesem Hintergrund kaum möglich. Ich wage trotzdem eine:

1 — Angela Merkel wird erneut Spitzenkandidatin der Union sein, mit einem gemässigt grollenden Horst Seehofer im Rücken, der den letzten Aufstand nicht wagen wird.

2 — Ein zweistelliges Ergebnis der AfD und ein gutes Abschneiden der FDP werden eine rot-rot-grüne Mehrheit verhindern.

3 — Für eine schwarz-grüne Koalition wird es bei einer durch AfD und FDP geschwächten Union nicht reichen.

4 — Union und SPD werden erneut die Bundesregierung bilden. Aber sie werden dabei lustlos sein. Österreichische Verhältnisse rücken näher.

Es kann aber auch ganz anders kommen: Die Weltfinanzkrise 2008, die Griechenlandkrise 2010 und die Flüchtlingskrise 2015 hätte jeweils zwölf Monate vorher kaum jemand vorausgesagt, und sie haben jede für sich unsere Welt nachhaltig verändert. Alternativszenarien kann ich mir viele denken. Allerdings haben sie alle eine deutlich geringere Wahrscheinlichkeit. Mit einem davon will ich schliessen.

1 — Krisenhafte Entwicklungen in der Flüchtlingsfrage treiben die AfD bei der nächsten Bundestagswahl in die Gegend von 20 Prozent. Schon jetzt liegt sie zwischen 14 Prozent (Forsa) und 16 Prozent (Infratest Dimap).

2 — Union, SPD und Linkspartei verzeichnen dramatische Einbrüche. Nur die Partei der ewig Guten, die Grünen, kommt halbwegs ungeschoren davon.

3 — Eine grosse Koalition ist rechnerisch unmöglich. Union, SPD und FDP bilden zusammen eine Regierung, die eine ganz knappe parlamentarische Mehrheit hat.

4 — Zentrales Koalitionsprojekt wird eine Umkehr in der Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik. Angela Merkel verzichtet auf das Kanzleramt und tritt als Parteivorsitzende zurück, weil sie die Kursänderung ablehnt. Wolfgang Schäuble trägt im Auftrag des CDU-Parteivorstandes Horst Seehofer das Amt des Bundeskanzlers an, SPD und FDP sind einverstanden.

5 — In der Folge setzt die neue Regierung für die Flüchtlings- und Einwanderungspolitik eine australische Lösung um.

Das halte ich für unwahrscheinlich – wie wohl die meisten meiner Leser. Aber noch nie hat sich in historischen Umbrüchen die Wirklichkeit nach vorher absehbaren Wahrscheinlichkeiten gerichtet. Ansonsten wären nämlich Bismarck, Stalin, Hitler, Churchill, Ulbricht oder Adenauer niemals an die Macht gekommen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger Vorstand der Bundesbank, Politiker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal im Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Zutiefst verwundet: Kim Kardashian mit Bodyguard.



Ikone der Woche

One Night in Paris

Von Claudia Schumacher

Getrüffelte Eier, weisser Fisch und Champagner in rauen Mengen wurden serviert, es ist kurz nach Mitternacht: Kim Kardashian West kommt von einem Dinner-Event der Pariser Modewoche zurück. In ihrem Hotel-Apartment wird die dralle Schönheit von zwei bewaffneten Typen, die sich als Polizisten verkleidet haben, in Fesseln gelegt. Klingt wie der Anfang eines handelsüblichen Pornos. War nur leider echt.

Als die Medien zu berichten begannen, dass der amerikanische Reality-TV-Star in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober in Paris überfallen und um Schmuck im Wert von etwa 9 Millionen Dollar beraubt worden sei, war die Häme gross. Auf Twitter wurde die 35-Jährige von vielen, die sie nicht persönlich kennen, als «dumme Tussi» und als «reiche Schlampe» beschimpft, die es verdient habe, dass man mit einer Pistole auf sie ziele. Überhaupt: Von dieser Frau gibt's ein *sex tape* im Internet...

Ja – und?

Triebhafter Hass

Das Mitgefühl sickerte erst langsam in die sozialen Medien, nachdem der Moderator James Corden getwittert hatte: «Leute, die Witze über Kim Kardashian machen, sollten sich daran erinnern, dass sie eine Mutter, eine Tochter, eine Ehefrau und eine Freundin ist. Seid nett, oder haltet die Klappe». Auch das Model Christine Teigen gab ein denkwürdiges Statement ab: «Ruhm ist interessant. Von Berühmtheiten wird erwartet, dass sie euch Leute da draussen lieben, während ihr ein Video von unseren Leichen machen würdet, nur um Aufmerksamkeit zu bekommen.» Danach wurde auch Teigen von einem (kleinen) Shitstorm erfasst. Zeit, sich zu erinnern: Von den zehn am häufigsten beschimpften Personen auf Twitter sind acht Frauen (die anderen zwei sind schwarze Männer). Kaum ein Wesen wird so stark medialisiert wie die junge, schöne Frau. Kaum eines sorgt für so viel Schlagzeilen, Hingucker, Unterhaltung. Gleichzeitig ziehen diese Frauen einen Hass auf sich, wie er selbst erfolgreichere Männer selten trifft.

Wenige Tage vor dem Überfall wurde Kardashian in Paris sexuell belästigt. Darf man ihr an den Hintern gehen, nur weil der gross und berühmt ist? Kardashian sass während des Raubs gefesselt in der Badewanne und fürchtete sich vor Vergewaltigung und Mord. Sie dachte an ihre kleinen Kinder. Die Frau dürfte zutiefst verwundet sein, auch wenn das unter einem dicken Schutzschild aus Make-up schwer zu sehen sein mag.

Bestseller

Belletristik

- 1 (–) **Lori Nelson Spielman:** Und nebenan warten die Sterne (*Fischer Krüger*)
- 2 (1) **Elena Ferrante:** Meine geniale Freundin (*Suhrkamp*)
- 3 (3) **Charlotte Link:** Die Entscheidung (*Blanvalet*)
- 4 (2) **Alex Capus:** Das Leben ist gut (*Hanser*)
- 5 (–) **Cody McFadyen:** Die Stille vor dem Tod (*Bastei Lübbe*)
- 6 (–) **Volker Klüpfel, Michael Kobr:** Himmelhorn (*Droemer/Knaur*)
- 7 (5) **Arne Dahl:** Sieben minus eins (*Piper*)
- 8 (4) **Henning Mankell:** Die schwedischen Gummistiefel (*Zsolnay*)
- 9 (8) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 10 (–) **Alex Capus, Franz Hohler, Pedro Lenz:** Die Prinzessin, der General und die Sängerin (*Knapp*)

Sachbücher

- 1 (1) **Barbara Lukesch:** Bauernleben (*Wörterseh*)
- 2 (–) **Bruce Springsteen:** Born to Run (*Heyne*)
- 3 (2) **Guinness World Records 2017** (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (3) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 5 (7) **Alexandra Reinwarth:** Am Arsch vorbei geht auch ein Weg (*MVG*)
- 6 (4) **Deborah Feldman:** Unorthodox (*Secession*)
- 7 (–) **Yael Adler:** Haut nah (*Droemer/Knaur*)
- 8 (8) **Yvonne Eisenring:** Ein Jahr für die Liebe (*Orell Füssli*)
- 9 (5) **Pirmin Loetscher:** Mit dir allein bist du nie allein (*Giger*)
- 10 (–) **Sefika Garibovic:** Konsequenz Grenzen setzen (*Orell Füssli*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Versteckspiel

Gleich vier international renommierte Publikationen, darunter die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* und die *New York Review of Books*, veröffentlichten am Wochenende gleichzeitig eine grosse Enthüllungsstory: Hinter dem Pseudonym der italienischen Bestsellerautorin Elena Ferrante steckt mutmasslich die Übersetzerin Anita Raja. Die Medien, welche die Geschichte nicht hatten, reagierten grösstenteils empört: Die Autorin habe ein Recht auf Anonymität, bei der Enttarnung handle es sich um einen «Akt der Gewalt». Doch dies stimmt nur halb. Durch das Pseudonym erlangte die Autorin eine geheimnisvolle Aura, ähnlich wie der Graffiti-Künstler Banksy oder der Musiker Cro. Dies machte sie erst recht interessant. Die Geschichte zu bringen, war durchaus gerechtfertigt: Der Reiz des Versteckspiels liegt in der Gefahr der Entdeckung. (rb)

Autoren

Kampfspuren auf weissem Anzug

Tom Wolfe schuf nicht nur den New Journalism, er legte sich auch immer wieder mit Popanzern aus Kultur und Wissenschaft an. In seinem neuen Buch über die Entstehung der Sprache schlägt er seine vielleicht letzte Schlacht. Von Markus Schär

Wenn Sie nicht mit jemandem kämpfen», scherzte Tom Wolfe mit 73 in einem Interview, «dann wissen Sie nicht sicher, ob Sie leben, wenn Sie am Morgen aufwachen.» Inzwischen ist der gefeierte Autor 85; er hat sein gesammeltes Papier, von gekritzelt Reportagenotizen bis hin zu lippenstiftverschmierten Stalkerinnenbriefen, für 2,15 Millionen Dollar der New York Public Library verkauft. Wie stets seit einem halben Jahrhundert zeigt sich Thomas Kennerly Wolfe Jr. in der Öffentlichkeit nur im cremefarbenen Anzug samt Weste, Pochette und Hut. An seinem Schreibtisch aber kämpft er weiter hemdsärmelig gegen grosse Geister; je aufgeblasener, desto besser.

Der Magier mit allen verfügbaren Schriftzeichen schuf den New Journalism. Als Reporter der *Herald Tribune* konnte er 1962 wegen eines Streiks in New York nicht arbeiten. Er fuhr deshalb für *Esquire* an eine Show von gepimpten Autos nach Kalifornien und sah deren Bedeutung für die amerikanische Kultur, brachte aber keinen Artikel aufs Papier. In der Not schrieb er seine Eindrücke und Einfälle in einem Brief an den Redaktor nieder, auf 49 Seiten. Und das Magazin druckte dieses erste Meisterwerk genau so: «There goes (VAROOM! VAROOM!) that Kandy Kolorod (THPHHHHHH!) tangerine-flake streamline baby around the bend (BRUMMMMMMMMMMMMMMMMMMM.....)».

«Strohänner» Updike, Mailer, Irving

Der Doktor der Amerikanistik schlug aber auch immer Schlachten gegen Kultgrössen aus Society und Akademie, im Namen des gesunden Menschenverstands. «Wie ein Ingenieur, der am Wochenende in seiner Werkstatt Pistolen für Duelle nach Mass anfertigt», spöttelt die *New York Times*, «hat Mr. Wolfe eine Nebenkariere damit gemacht, dass er sich mit Eminenzen aus dem Kulturbetrieb Scharmützel lieferte.» Tom Wolfe schnödete in unbeschwert populistischer Manier über die Kleckserer der modernen Malerei wie Jackson Pollock («The Painted Word», 1975), über die «Diktatoren des Rechtecks» in der Architektur, Mies van der Rohe und Walter Gropius («From Bauhaus to Our House», 1981), vor allem über die stubenhockenden Superstars des amerikanischen Romans, John Updike, Norman Mailer und John Irving. Gegen seine «drei Strohänner» höhnte er in Essaybänden von «The New Journalism» (1973) bis «Hooking Up» (2000) – da unter dem Titel

«Vita Robusta, Ars Anorexica»: das pralle Leben wider die magersüchtige Kunst.

In seinem neusten Buch «The Kingdom of Speech» – die deutsche Übersetzung soll im April 2017 herauskommen – kann Tom Wolfe gleich zwei Vorlieben kombinieren. Einerseits setzt er sich unter den ungelösten Fragen der Wissenschaft mit jener auseinander, die ihm als Wörterjongleur am nächsten liegt: Wie hat sich die Sprache entwickelt? Und andererseits legt er sich mit zwei der grössten Geister des 19. beziehungsweise des 20. Jahrhunderts an: mit Charles Darwin (1809–1882), dem Stammvater der Evolutionstheorie, und mit Noam Chomsky (geb. 1928), dem Schöpfergott der modernen Linguistik mit seiner Generativen Transformationsgrammatik. Gegen beide Eminenzen – dies eine weitere Vorliebe – baut Tom Wolfe einen Aussenseiter auf, der ihre beweihräucherte Wissenschaft in Frage stellt.

Denn Charles Darwin dachte sich vielleicht gar nicht als Erster die Theorie aus, dass sich die Arten durch natürliche Selektion entwi-

Diesmal nimmt Tom Wolfe Charles Darwin und Noam Chomsky ins Visier.

ckelten. Der Enkel des Naturforschers Erasmus Darwin und des Keramikfabrikanten Josiah Wedgwood musste sein Leben lang kein Geld verdienen. Er segelte nach lustlosen Studien der Medizin (wie sein Vater) und der Theologie ab 1831 fünf Jahre lang mit der «HMS Beagle» um die Welt. Dabei sammelte er viel Material, das ihn zu Gedanken über die Evolution anregte; er brachte aber dazu keine Publikation zustande, bis er 1858 per Post ein Manuskript von einem Bekannten erhielt.

Die wissenschaftliche Arbeit kam von einem «Fliegenfänger», wie ihn Tom Wolfe nennt: Alfred Russel Wallace, 1823 als Sohn eines mittellosen Juristen geboren und als Landvermesser ausgebildet, reiste durch die Welt und fing Insekten; diese verkaufte er reichen Sammlern. 1858, im Malariafieber auf einer Vulkaninsel im Malaiischen Archipel darniederliegend, schrieb er seine Überlegungen auf, wie sich die Hunderttausende von Arten, die er beobachtete, entwickelt hätten. Und er schickte Darwin, mit dem er seit einigen Jahren Korrespondenz führte, seine Schrift «Über die Tendenz der Arten, sich auf unbestimmte Zeit von ihrem ursprüng-



«Fliegenfänger»: Schriftstellerstar Wolfe im August in seinem New Yorker Apartment.

lichen Typ zu entfernen» – damit sie der Vertraute zur Veröffentlichung empfehle.

Das Manuskript schreckte den vor sich hin kränkenden Darwin und seine Freunde auf. Die Gentlemen stellten eilends an einer Versammlung der Linnean Society die Arbeiten beider Gelehrter vor, allerdings in ihrer Abwesenheit und im Fall von Darwin nur mit einem hastigen Zusammenschrieb der Gedanken, die er 21 Jahre lang gewälzt hatte. In der alphabetischen Reihenfolge kam D vor W, auch später bei der Publikation der Studien. Und so setzte sich der Eindruck fest, dass Darwin die Ehre seiner Erkenntnisse grosszügig mit einem obskuren jungen Mann geteilt hatte. 1859 kam «Über die Entstehung der Arten» heraus, und seither feiert die Welt Charles Darwin als Entdecker der Evolution – oder feindet ihn an als einen Scharlatan, laut dem der Mensch vom Affen abstamme. Dabei wagte der Gelehrte ausgerechnet zum wichtigsten Unterschied zwischen Mensch und Tier, also zur Sprache, kaum etwas zu sagen.

Nach einigen Scharmützeln schief die Debatte darüber ein; die Entwicklung der Sprache und auch der beim Menschen einzigartigen Sprechwerkzeuge lässt sich mangels fossiler Zeugen ja nicht über die Jahrtausende verfolgen. Dann trat Noam Chomsky auf: «In nur fünf Jahren, 1953–1957, übernahm ein Absolvent der University of Pennsylvania – ein Student in seinen Zwanzigern – ein ganzes akademisches Fach, die Linguistik, stellte es auf den Kopf und drückte ihm seinen Namen auf.» Von seinem klimatisierten Büro in Harvard aus herrscht er seither über sein Fach; alle Kritiker sind längst ruhig gestellt, gerne spielte er mit giftigster Rhetorik auch auf den Mann.

Die geniale Einsicht von Chomsky erscheint eigentlich banal (zumindest empfand sie der Autor dieser Zeilen schon im Linguistik-Proseminar so): Alle Sprachen der Welt sind «generativ», sie fügen also nach fixen Regeln Laute zu Wörtern zusammen, Wörter zu Sätzen und Sätze zu Texten. Und vor allem lassen sich in allen Sprachen mittels «Rekursion» Sätze, also Gedanken, ineinanderschoben, so zum Beispiel: «Der Hund, den der Mann geschlagen hat, beisst den Mann.» Das heisst, verkündete Chomsky, dass der Mensch mit einer Struktur im Hirn auf die Welt kommt, die ihn zum richtigen Sprechen bringt. Und die Kirche der Linguistik glaubt es gerne.

«Ein Rätsel!»

Dann kam Daniel L. Everett. Der Schüler von Chomsky heiratete in den sechziger Jahren eine Tochter von methodistischen Missionaren, wagte sich mit seiner Familie selber als Missionar ins Amazonasgebiet und lebte dreissig Jahre bei den Pirahã, dem Stamm mit der primitivsten Sprache der Welt: Die Pirahã sprechen teils mit Vogellauten und nur im Präsens, ohne Rekursion. Damit liess sich die Theorie von Chomsky falsifizieren, und Everett tat es: 2005 mit einem wissenschaftlichen Aufsatz und vor



Vom Missionar zum Atheisten: Wissenschaftler Everett (r.) bei den Pirahã.

allem 2008 mit einem Bestseller über seine Abenteuer im Dschungel, «Don't sleep, there are snakes. Life and language in the Amazonian jungle» (deutsch: «Das glücklichste Volk»). Diese Ketzerei eines Mannes, der sich beim Naturvolk vom Missionar zum Atheisten bekehrt hatte, durfte aber nicht sein: Die Eingreiftruppen von Chomsky machten Everett nieder.

Das änderte allerdings nichts daran, dass «Noam Charisma», wie Tom Wolfe spottet, bis heute wenig bis nichts zur Frage zu sagen hat, wie der Mensch zur Sprache kam. Er gab 2014 einen Aufsatz heraus, dessen erster Satz lautet: «Die Evolution der Sprachfähigkeit bleibt weitgehend ein Rätsel.» «Ein Rätsel!», höhnt Tom Wolfe: «Chomsky allein brachte sechzig Jahre mit dieser Frage rum. Er hatte nicht nur die Akademie, sondern auch das ehrfürchtige Publikum überzeugt, dass er die Antwort wusste.

Die Kritiker zerfetzen «The Kingdom of Speech» fast unisono.

Und nun unterschrieb er eine Deklaration, die Sprache bleibe ... ein Rätsel?» Dabei, meint Tom Wolfe im letzten, windigen Teil seines Buches, gebe es eine ganz einfache Erklärung: Die Sprache sei, wie Everett erkannte, ein «kulturelles Werkzeug» – die Menschen hätten sie geschaffen, um sich Dinge merken zu können.

Weshalb der Gentleman im weissen Anzug so gerne in Hemdsärmeln kämpft, erklärte Michael Lewis vor einem Jahr mit einem brillanten Porträt für *Vanity Fair*. Der Autor der besten wahren Finanzthriller hatte sich durch das gesammelte Papier in der New York Public Library gewühlt und zusammen mit seiner dreizehnjährigen Tochter das Vorbild in seinem Haus in

den Hamptons besucht. Und er verriet danach «How Tom Wolfe Became ... Tom Wolfe»; er erzählt also, wie aus dem 1931 geborenen Sohn des Redaktors eines Landwirtschaftsmagazins in Richmond, Virginia, der gefeierte Reporter wurde, der sein Metier neu erfand.

Der Jüngling fühlte sich der Scholle verhaftet. Obwohl ihn Princeton angenommen hätte, pflegte er seine Amerikastudien an der heimischen Washington and Lee University. Erst danach ging er für das Doktorat nach Yale. «Im Moment, als er den Süden hinter sich lässt, kommt etwas über ihn», schreibt Michael Lewis. «Er hat seine Heimat verlassen und an der Ostküste etwas gefunden: die ewige Revolte der Hochkultur gegen Gott, Vaterland und Tradition.» Damit schlug sich der Doktorand aus Dixieland herum. In seiner Dissertation spürte er dem Einfluss der Kommunisten auf die grossen amerikanischen Autoren wie Hemingway oder Steinbeck nach. Die erste Fassung lehnten die drei schockierten Gutachter ab – im Sommer 1956, kurz vor dem Einmarsch der Sowjets in Ungarn –, weil sie zu journalistisch und zu polemisch sei: einfach «reaktionär».

Schliesslich doch mit dem Ph.D. geschmückt, war sich Thomas Kennerly Wolfe Jr. nicht zu schade dafür, in der Provinz von Massachusetts als Lokaljournalist zu arbeiten. Erst nach sechs Jahren stieg er zur *Herald Tribune* in New York auf, machte sich dort mit Artikeln wie jenem für *Esquire* einen Namen und schockte 1969, mitten in den Rassenunruhen, erstmals die New Yorker Society. Auf dem Pult seines berühmten Kollegen David Halberstam stach ihm eine Einladung ins Auge: Leonard Bernstein bat um «die Gunst Ihrer Gesellschaft» an 895 Park Avenue, «um die Führer der Black Panther Party zu treffen und zu hören». Dass der umjubelte Komponist und Dirigent in sein Luxus-Apart-

ment Leute einlud, die ihm alles wegnehmen wollten, fand Tom Wolfe «das Lustigste, was ich je erlebt hatte». Mit seiner Reportage über den «Radical Chic» setzte er die Salonrevoluzzer auf immer dem Gelächter aus.

Die Heiligen der Wissenschaft, an deren Säulen Tom Wolfe in seinem vielleicht letzten Werk rüttelt, zogen also zwangsläufig seinen Spott auf sich: einerseits Charles Darwin, der als hypochondrischer Privatgelehrter in seiner Studierstube nichts zu Papier brachte (die fünf Jahre auf Expedition unterschlägt der Kritiker); andererseits Noam Chomsky, der als Linguist nur Englisch spricht und als Wissenschaftler nie aus seinem Büro geht, aber als ultralinker Intellektueller über die ganze Welt richtet. Gegen sie feiert Tom Wolfe die Aussenseiter Wallace und Everett, die sich dem prallen Leben aussetzten – wie der Starjournalist, der selbst für seine vier Romane jahrelang Recherchen trieb.

«Vergessen, wie man denkt»

Tom Wolfe kämpft sein Leben lang gegen Popanz, und seine Opfer schlagen zurück. Die Kritiker zerfetzen «The Kingdom of Speech» fast unisono. Der britische *Guardian* stöhnt über «unverantwortlich einseitige Darstellungen, gespickt mit elementaren Fehlern», also insgesamt über «die traurige Verbandelung einer Berühmtheit mit dem Literaturbetrieb». Der Sachbuchautor Charles C. Mann höhnt im *Wall Street Journal* über Wolfes eigene Theorie, wie sich die Sprache entwickelt habe: «Da fiel mir der Füller auf den verklebten Vinylboden. Ich starrte schlaff und blöd auf die Seite. Ich kratzte meinen benommenen Kopf. Ich verstand schlicht nichts.» Und der Biologieprofessor Jerry A. Coyne zeigt sich in der *Washington Post* gar stilistisch kongenial, wenn er spottet: «Wolfe kann etwas nicht fassen: Unsere Sprache ist – Horror! – das Ergebnis der ... Evolution!» Er schliesst seinen Verriss mit dem Verdikt: «Irgendwo auf seiner Mission, die Berühmtheiten herunterzureissen, die vernachlässigten Aussenseiter aufzubauen und so oft wie möglich auf die Taste mit dem Ausrufezeichen einzuhauen, hat Wolfe vergessen, wie man denkt.»

Die wissenschaftlichen Einwände der Kritiker mögen zutreffen. Die Frage, die «The Kingdom of Speech» aufwirft, lohnt aber das Nachdenken, und die Geschichten, die das Buch erzählt – also Darwin vs. Wallace und Chomsky vs. Everett –, lesen sich so süffig wie immer bei Tom Wolfe. Der Starschreiber dürfte also den Kampf so überstehen wie seinen Gastauftritt bei den «Simpsons», wo ihm Homer Schokolade auf den weissen Anzug schmierte: Der Gentleman riss ihn weg – darunter trug er einen zweiten Anzug ohne jeden Makel.

Tom Wolfe: *The Kingdom of Speech*. Hachette. 192 S., Fr. 35.90

Schweizer Klassiker

Frühlingserwachen im Sommer

Thomas Hürlimanns «Fräulein Stark» ist eine herausragende Schelmen- und Bildungsnovelle. Sie spielt in der Pubertät, der spannendsten Zeit jedes Lebens. Von Christoph Mörgeli

Zugegeben, ich bin als Schweizer stolz, dass es nach Dürrenmatt und Frisch nicht zu Ende war. Denn nun kam Thomas Hürlimann, ein gleichwertiger Wortkünstler in Drama und Prosa. Und erst noch einer, der als katholischer Zentralschweizer mit der Identität seines Herkommens leichter zurechtkommt als die beiden hadernnden Protestanten. Für mich ist es mehr als Zufall, dass Hürlimanns «Fräulein Stark» genau am 1. August 2001 erschien.

Was Frank Wedekind hundert Jahre früher als skandalöses Bühnenstück konzipiert hat, behandelt Thomas Hürlimann als Novelle: das «Frühlingserwachen» der Pubertät, diesmal in den langen Sommerferien eines Zwölfjährigen.



Die Welt von unten: Schriftsteller Hürlimann.

Das Thema heisst Entdecken. Entdecken der Sexualität, der Herkunft, der Schuld. Erkunden einer Welt von unten, ohne Anspruch auf den souveränen Überblick über das grosse Ganze. Ins Kinderleben tritt das verstörend Erwachsene. Zu Gast beim Onkel, Monsignore Stiftsbibliothekar Jacobus Katz, obliegt es dem jungen Ich-Erzähler, den vielen Bibliotheksbesuchern Filzpantoffeln überzustreifen. Kniend an der Schwelle der Klosterbibliothek, des eigenen Lebens, des eigenen Versündigens. Der Schlingel weiss sich nämlich mittels eines kleinen Handspiegels Einblick unter die Röcke der Damen zu verschaffen. Dieses Sommererwachen scheint

Fräulein Stark, der Appenzeller Haushälterin des St. Galler Onkels, weit bedenklicher als dem wohlmeinend-lebenserfahrenen Geistlichen. Denn da lauert die dunkle, bestmöglich verdrängte jüdische Herkunft der Familie Katz. Sie verstärkt gemäss Fräulein Stark die geschlechtlichen Anfechtungen des Heranwachsenden.

Ganz grosse Kunst

Alles ist Komposition, Konzeption, Kalkül. Alles ist ganz grosse Kunst. Und geriet am Anfang beinahe zum grossen Missverständnis. Zwei älteren Männern, die ich beide mochte, geriet Hürlimanns Erzählung in den falschen Hals. Marcel Reich-Ranicki witterte Antisemitismus und unreflektierte jüdische Stereotype. Nur Gunhild Kübler in der *Weltwoche* habe es bemerkt. Als Ironiker sei der Autor dem parodistischen Spiel mit rassistischen Codes nicht gewachsen. Mit Recht erwiderte Hürlimann, es sei nicht sein Anliegen, eine politisch korrekte «zeitgenössische Schulaufgabe» abzuliefern. Er zeigt vielmehr die Geisteshaltung des katholisch-konservativen Milieus der fünfziger und frühen sechziger Jahre. Man möchte dem Kritiker zurufen: «Nicht von Religionen ist doch die Rede, sondern von Menschen.»

Der zweite heftige Einspruch stammte von Hürlimanns Onkel Johannes Duft, Dreifachdoktor, langjähriger Stiftsbibliothekar und mir einst väterlich-würdevoller Berater in Fragen des frühmittelalterlichen St. Galler Klosterplans. Dieser protestierte gegen «böartige Unterstellungen» des Schriftstellers, den er als «verklemmt» und «verwöhntes Herrensohnchen» abtat. Schade um Duft, denn der Hochgelehrte verwechselte künstlerische Fiktion mit Realität und vermochte erst noch nicht, mit seiner Provinzposse der grossartigen Literatur das Geringste anzuhaben. Man möchte diesem Kritiker zurufen: «Nicht von dir ist doch die Rede, sondern von ihm – dem miterlebenden, mitleidenden Künstler.»

Nach Ablauf der Sommerferien wird der Pubertierende mit besten sittlichen Vorsätzen zum Stifftsschüler. Abt Georg Holzherr von Einsiedeln kommentierte nach dem Erscheinen der Novelle: «Als Hürlimann zu uns kam, war er ein ganz braver und ordentlicher Bub. Als er aber älter wurde, begann er nach allen Seiten auszuschlagen. Und das ist noch immer nicht ganz vorbei.» Hoffentlich ist es noch lange nicht vorbei.

Thomas Hürlimann: *Fräulein Stark*. Fischer, 191 S. Fr. 12.90 (Taschenbuch).

«Ich lebe noch!»

Wegen seiner schonungslosen Recherchen über die Mafia steht Roberto Saviano seit Jahren unter Polizeischutz. Soeben hat er in Potsdam den renommierten M100 Media Award erhalten. *Von Matthias Matussek*

Roberto Saviano, 37, mittelgross, dunkles Sakko, blaues Hemd, kahl mit Drei-Tage-Bart, ist an diesem wunderschönen Spätsommertag in Berlin gut drauf. Er freut sich seines Lebens, und das ist buchstäblich zu nehmen, denn er steht unter Morddrohung. Jahrelang hatte er verdeckt unter anderem als Hafenkraft gearbeitet, um das Firmengeflecht der Casalesis zu recherchieren. Sein Vater, ein Arzt, war von deren Mitgliedern zusammengeschlagen worden. Mit seinem Doku-Roman «Gomorrha» hatte er die Prak-

tiken der Casalesis offengelegt und Namen genannt. Das Buch wurde verfilmt und in einer gleichnamigen Serie verarbeitet. Der Clan kündigte an, ihn in seinem Auto in die Luft zu sprengen. Heute lebt Saviano mit seiner Familie im Ausland. Aber er mischt sich nach wie vor ein. Er schreibt unter anderem für die Zeitschrift *L'Espresso* und den *Corriere della Sera*.

habe, so zu leben. Es ist für mich zur Normalität geworden. Was mir Angst macht, ist eher der Gedanke, so weiterzuleben. Die Situation fühlt sich wie eine Inszenierung an: Ich lebe noch! Und der Polizeischutz führt mir diese Inszenierung ständig vor Augen, sie ist stets präsent in meinem Leben. Seit zehn Jahren stehe ich jetzt unter Schutz. Manchmal habe ich das Gefühl, dass andere Leute denken: «Ah, seltsam, du bist ja immer noch da ...» Salman Rushdie erklärte mir schon 2008 in Stockholm, als wir dort in der Akademie über Meinungsfreiheit diskutierten: «Irgendwann nehmen dir die Leute nicht mehr ab, dass du immer noch am Leben bist.»

Die Morddrohung ist ja wie eine Fatwa der Mafia. Sehen Sie dabei andere Parallelen zu den Killern des IS?

Die Praktiken der terroristischen Organisationen sind jenen der Mafia recht ähnlich. Wir haben es bei beiden in grossem Ausmass mit Erpressung, Drogenschmuggel et cetera zu tun. Die grösste Schnittmenge – etwa der neapolitanischen Camorra, der kriminellen brasilianischen oder mexikanischen Organisationen und des IS –, die ich erkenne, bil-

«Die Praktiken der terroristischen Organisationen sind denen der Mafia recht ähnlich.»

det die Rekrutierung des Nachwuchses: Die jugendlichen Anhänger der Organisationen sehnen sich nach einem bedeutungsvollen Leben. Sie wollen etwas darstellen, auch wenn sie dabei den Tod riskieren. Alle möchten ihrem Leben einen Sinn geben. Sie nehmen dabei bewusst in Kauf, früh zu sterben. Die *ragazzi mafiosi* (jugendlichen Mafiosi) würden zwar kein Attentat verüben, wie es die Terroristen vom IS tun, aber ihre Konflikte untereinander führen oft zum gleichen Ergebnis: dem Tod. Sie sind, ähnlich wie viele junge IS-Mitglieder, bereits verbestraft und kommen aus einem kriminellen Umfeld.

Sie sagten mal, das Buch «Gomorrha» und die folgenden Werke hätten Ihr Leben zerstört.

Ich würde trotzdem wieder alles so machen. Aber ich wäre dabei viel, viel vorsichtiger. Es ist nicht sehr mutig, das zu sagen. Meine Arbeit stelle ich aber nicht in Frage. Denn

durch sie ist es gelungen, etwas Licht ins Dunkel zu bringen.

Stellt sich nicht dennoch das Gefühl der Vergeblichkeit ein, wenn man sieht, wie ungestört die Mafia weiteroperiert?

Nun, ich hatte nie die Illusion, dass durch meine Bücher die Camorra abgeschafft würde, aber einiges ist auf den Weg gebracht worden. Etwa, dass man Banken wie die HSBC zur Offenlegung der Geschäfte gezwungen hat. Dadurch konnte der Umfang der Geldwäsche tatsächlich dokumentiert werden.

Wenn Sie heute Abend den M100 Media Award in Potsdam entgegennehmen, dann sind Sie wieder mal Zielscheibe?

Ohne Frage ist meine Popularität ein Risiko, aber gleichzeitig bedeutet Öffentlichkeit auch Schutz für mich und meine Sache. Mein Anliegen ist es, dass ich weiterschreiben kann. Dazu tragen auch meine Bekanntheit und die Tatsache bei, dass ich beschützt werde. Ich führe eine Art bipolares Leben: Ich bin gleichermaßen sichtbar und unsichtbar.

Was werden Sie heute Abend sagen?

Ich werde an Vespasian erinnern. Sein Sohn fragte ihn, ob es nicht ungehörig sei, die Latrinen zu besteuern, da der Name der Familie deswegen stets mit Schmutz in Verbindung gebracht werde. Vespasian warf seinem Sohn, damit dieser daran rieche, einen Dinar hin, den er aus der Steuer eingenommen hatte. Und dann sagte der Vater: «Siehst du. *Pecunia non olet.*» – Geld stinkt nicht. Ich aber sage: Doch! Geld stinkt. Und wir müssen endlich einen Weg finden, um die internationale Geldwäsche zu bekämpfen. Mafiageld stinkt, es lässt sich mit sorgsameren Kontrollen aus dem Verkehr ziehen.

Man hat den Eindruck, in Deutschland kümmere man sich erst dann um die Mafia, wenn Blut in den Strassen fliesst wie in Duisburg vor ein paar Jahren.

Da waren drittklassige Ganoven am Werk, es kam das klischeebehaftete Bild des *cafone* auf, eines unkultivierten, prolligen Mafioso, der mordet. Aber der enorme Drogenfund im Hafen von Rostock hat gezeigt, dass der Kampf gegen die Mafia vielleicht nicht ernst genug genommen und von den Behörden eher als externes Problem wahrgenommen wird. Die deutsche Polizei arbeitet zwar im Kampf gegen die Mafia durchaus mit anderen Ländern zusammen, aber sie reduziert das Problem meines Erachtens zu stark: Es ist dann immer die russische, die türkische oder die arabische Mafia, die in Deutschland wieder etwas Schlimmes angerichtet hat.

Es ist mittlerweile erwiesen, dass im Zusammenhang mit den Flüchtlingsströmen auch Kämpfer des IS unkontrolliert nach Deutschland kamen. Auch ganz einfache Kriminelle



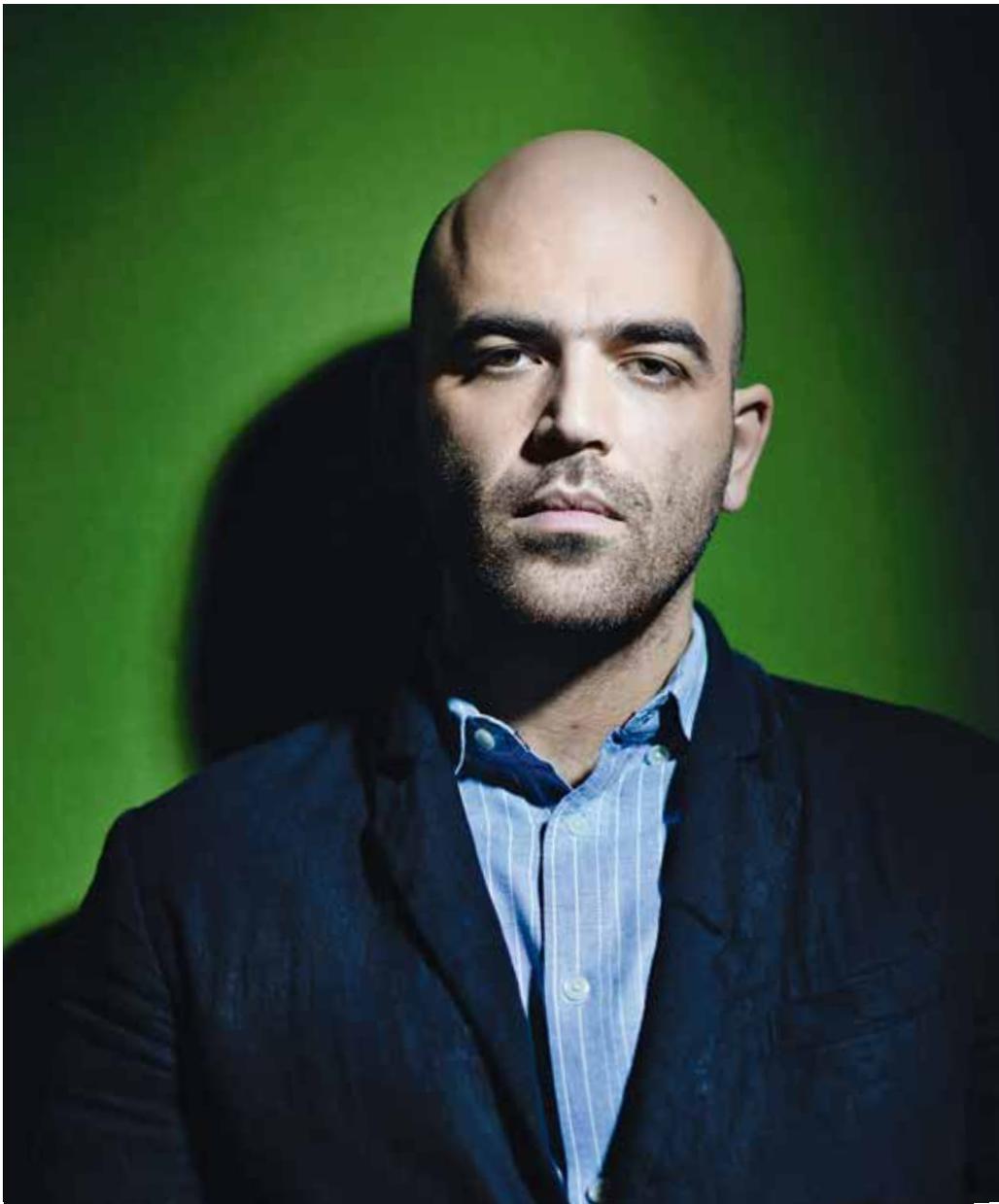
tiken der Casalesis offengelegt und Namen genannt. Das Buch wurde verfilmt und in einer gleichnamigen Serie verarbeitet. Der Clan kündigte an, ihn in seinem Auto in die Luft zu sprengen. Heute lebt Saviano mit seiner Familie im Ausland. Aber er mischt sich nach wie vor ein. Er schreibt unter anderem für die Zeitschrift *L'Espresso* und den *Corriere della Sera*.

Wie geht es Ihnen, Herr Saviano?

Gut. Ich bin in Berlin, die Sonne scheint, ich erlebe das als grosses Glück.

Ich meinte die Frage nicht als Floskel, sondern empathisch. Wie lebt es sich unter Morddrohung?

Ich habe keine Angst zu sterben. Nicht weil ich besonders mutig bin oder so, sondern weil ich mich damit abgefunden



«Eine Art bipolares Leben»: Journalist Saviano.

aus dem Maghreb. Möglicherweise sind das Mafiosi.

Man konzentriert sich zurzeit natürlich sehr auf die Flüchtlinge, aber sicher haben da auch die arabischen Kartelle, die an Drogen und Prostitution verdienen, die Hände im Spiel. Es geht um Geldwäsche, Erpressung, Schmuggel. Meiner Meinung nach ist das Problem der organisierten Kriminalität viel schwerwiegender als das des Terrorismus.

Offenbar mischt die Mafia auch im Schlepergeschäft mit. Im Moment ist Italien Hauptleidtragender, weil für die Flüchtlinge die Balkanroute gesperrt ist.

Menschenschmuggel wird hauptsächlich von der maghrebischen Mafia besorgt, die ist auch am Organhandel beteiligt. Europa ist an der Massenflucht gescheitert. Schon vor Beginn des Arabischen Frühlings in Tunesien, Libyen et cetera war abzusehen, dass auch in diesen Ländern ein massives Problem mit Korruption und Kriminalität bestand.

Sollen wir nicht schon deshalb die Grenzen dichtmachen, um den kriminellen Schleppern das Geschäftsmodell kaputtzumachen?

Zunächst sollten wir verhindern, dass Menschen ertrinken. Erst müssen Menschen gerettet werden, dann können wir weitere Pläne schmieden. Grenzen bringen nichts. Wir sollten viel früher intervenieren, damit es gar nicht erst zur Flucht kommt. Dass Abriegelung keine Lösung ist, sehen wir am Beispiel des Grenzzauns in Ceuta zwischen Marokko und Spanien. Europa sollte einen Weg finden zwischen Willkommenskultur und rechtzeitiger Intervention in den betroffenen Staaten.

Welche Rolle spielt die Schweiz in der Diskussion um Mafiastrukturen?

Die Schweiz hat immer eine äusserst privilegierte Position eingenommen. Stichwort: Bankkundengeheimnis. Selbst der mexikanische Drogenboss «El Chapo» Guzmán legte hier sein Geld an. Die Reglemente im Fi-

nanzsektor erlaubten dies. Jetzt gibt es eine Gesetzesänderung, und es bleibt abzuwarten, ob nun London «die neue Schweiz» werden wird. Sehen wir uns die «Schwarzen Löcher» der EU-Staaten einmal an: Was für Frankreich Luxemburg, für Deutschland Liechtenstein, für die Spanier Andorra war – das war für die ganze Welt die Schweiz.

Mittlerweile sind grosse Bandenchefs Figuren der Popkultur. Sie erwähnten Guzmán.

«Die Schweiz hat immer eine äusserst privilegierte Position eingenommen.»

Eine andere ist Pablo Escobar. Wie hat Ihnen die TV-Serie «Narcos» über dessen Leben gefallen?

Ausserordentlich gut, da Pablo Escobar nicht als Gangster, sondern als eine Art Manager charakterisiert wird. Ich habe mich kürzlich mit dem Hauptdarsteller unterhalten, und er hat mir dabei erzählt, dass unter anderem auch mein Buch «Gomorrha» Inspirationsquelle für die Serie war.

Meinen Sie nicht, dass eine Drogenfreigabe der Mafia weitgehend die Geschäftsgrundlage entziehen würde? Mittlerweile schliessen sich viele ehemalige Staatschefs wie der Brasilianer Henrique Cardoso dieser Meinung an.

Absolut. Schrittweise. Wir beginnen mit der Legalisierung der leichten Drogen wie Cannabis, und wenn wir dabei eine gewisse Reife entwickelt haben, könnten möglicherweise auch Drogen wie Kokain folgen.

Roberto Saviano: Gomorrha.
Pan Macmillan. 320 S., Fr. 15.40

Schenken Sie ihm Kirschstengeli.

Lindt
BATONS KIRSCH
KIRSCHSTENGELI

Einbruch des Wilden ins Kultivierte

Die Liebe, das Scheitern und der trotzig Aufbruch im Alter: Bodo Kirchoff hat mit «Widerfahrnis» eine wundervolle Novelle geschrieben. Von Pia Reinacher

Das jedes Wort geplant, jeder Satz konstruiert und jede mitschwingende Bedeutungsebene kalkuliert ist, wird dem Leser nach und nach völlig klar. Zuerst einmal taucht er hinein in eine Novelle, deren fließende Umriss sich langsam zu einem plastischen Erzählgebäude verdichten. Erst vom Schluss her lassen sich all die hingetupften Andeutungen, all die versprengten Vorausdeutungen entschlüsseln. Aber dann steht dieses Erzählgebäude plötzlich kraftvoll vor dem Leser: die Geschichte zweier Gestrandeter, zweier unglücklich Liebender, die im Pensionsalter noch einmal aufbrechen auf eine beinahe irrealen Fahrt nach Sizilien – ohne Ziel, mit der einzigen Absicht, die Liebe und das Leben noch einmal herauszufordern und dem eigenen Schicksal eine unerwartete Wendung zu geben.

«Widerfahrnis», die Novelle des deutschen Schriftstellers Bodo Kirchoff, die eben den Sprung auf die renommierte Shortlist des Deutschen Buchpreises geschafft hat, ist ein Kleinod ihrer Gattung: funkelnd und streng, fluoreszierend und logisch. Natürlich verrät das den gewieften Meister. Bodo Kirchoff muss nicht mehr beweisen, dass er glänzend die ganze Klaviatur der literarischen Inszenierungen beherrscht: Vom ausufernden Roman bis zur witzig-ironischen Persiflage hat der 68-jährige Autor so viele «Formate» bereits virtuos gespielt. «Widerfahrnis» könnte zum Buch des deutschen Bücherherbstes avancieren. Nicht nur wegen des Lesegenusses, des spielerischen, beinahe träumerischen Erzählens, das den Leserschwerelos in Bann zieht. Sondern auch weil er Angela Merkels ambivalentes Leitmotiv – «Wir schaffen das» – mit dem immer heftigeren Kontrapunkt «Wir schaffen das eventuell nicht» zur Sprache bringt. Kirchoff liefert die Geschichte zu den aktuellen Ereignissen.

Amour fou

Allem voran ist «Widerfahrnis» nicht gerade eine Erzählung des Schiffbruchs, aber doch ein Dokument des gesellschaftlichen Umbruchs: Reither, der Verleger, hat seinen Verlag und die angeschlossene Miniaturbuchhandlung liquidiert und die Parterre-Etage in einem Frankfurter Altbau verkauft. Er hat eingesehen, dass kaum einer mehr liest und mit Büchern kein Geld mehr zu verdienen ist. Mit dem Erlös bezahlt er die Schulden bei den Druckereien und kauft sich eine Wohnung am Tiroler Achensee. Er nimmt wenig mit: Bücher für jede Stimmung, etwas Möbel, Kleidung für jede Jahreszeit.

Eines Abends, er hat sich gerade etwas gekochten Schinken, Bergkäse, Brot und ein Glas Wein zurechtgemacht, hört er eine Art Niesen vor der Wohnungstür, wenig später entschiedenes Klingeln. Es ist eine Nachbarin. Auch sie Vertreterin einer Gattung, die vom Fortschritt überrollt wurde: Sie verkaufte ihr Hutgeschäft, da es zu wenig Köpfe gebe, die für Hüte geeignet seien. Sie will mit dem pensionierten Verleger ein Gespräch wegen eines Lesekreises vereinbaren. Noch steht die Frau vor der Tür halb auf der Matte. Die Augen des Verlegers bleiben an den minzfarnen Riemchen ihrer Sandalen hängen, die etwas libellenhaft Nervöses ausstrahlen, an ihrem Gesicht, das einmal bestürzend schön gewesen sein muss, an den zarten Nasenflügeln, dem vollen Mund und ihrem provisorisch aufgetürmten Haar: alles kunstvoll arrangierte erotische Signale, die den Lauf dieser *Amour fou* verraten. Beide kamen zum Schluss, dass sie Pleite gemacht haben, Pleite mit den Büchern und den Hüten, Pleite mit der Liebe, der Verleger Pleite mit der an einer Abtreibung gescheiterten Beziehung und die Hutmacherin mit der Tochter, die sich umgebracht hat. Jetzt verständigen sie sich beinahe wortlos, gemeinsam nochmals aufzubrechen.

Hilfsbereitschaft, Naivität, Abwehr

Die Ereignisse überstürzen sich – aber die Kunst Bodo Kirchoffs besteht darin, die Dramatik durch einen feinen, semiopaken Schleier abzdämpfen. Wie er das macht, ist grosse, (fast schon zu grosse, zu raffinierte, ab und zu einen Stich zu manierierte) Kunst. Alles spiegelt sich jederzeit in allem: die Form im Inhalt, der private Umbruch im gesamtgesellschaftlichen Paradigmenwechsel, die privaten Macken im politischen Ränkespiel. Zigarettenrauch erhellt und verhüllt die Figuren – die Packung liegt vom ersten Moment an auf dem Küchentisch des Verlegers. Das Paar ist dauernd am Rauchen – das wechselseitige Anzünden zweier Zigaretten gerinnt zum unausgesprochenen Bindungssignal.

Das unerhörte Ereignis tritt ein in der Gestalt eines Mädchens, das am 22. April – das Paar isst in der abendlichen Wärme im Freien in der Altstadt von Catania – aus dem Nichts in ihr Leben tritt: «Beim Anzünden der Zigarette wurde ihm das fast im Takt der Herzschläge klar, das Datum, der Tag, die Wärme, sein Zu-zweit-Sein und mit wem, während ihn das Mädchen im Fetzenkleid weiter ansah, ein Blick aus schmalen Augen, zwischen den Brau-



Funkelnd und streng: Autor Kirchoff.

en kleine ältliche Falten, also war es wohl schon zwölf, wenn nicht dreizehn.» Ihr Blick ist nicht kindlich, er ist verschlagen; eine abgefeimte Streunerin und doch ein Opfer, ein berechnendes Flüchtlingskind und doch ausgeliefert. Es ist der Einbruch des Wilden ins Kultivierte, des Chaos in die Ordnung, des Unfassbaren in den durchorganisierten Alltag.

Und wieder gelingt Bodo Kirchoff ein literarisches Kunststück: Unausgesprochen, aber mit starker Symbolik, beschreibt er in der krisenhaften Begegnung des bettelnden Flüchtlingskindes mit dem Paar, das im sorglosen Ruhestand lebt und das Geld nur aus dem Bancomaten «ziehen» muss, den Zusammenprall der Kulturen. Kommentarlos bildet er die ratlose und widersprüchliche Reaktion der westlichen Gesellschaft auf den Ansturm der Flüchtlinge ab. Wie der Mann das Kind jetzt instinktiv vor dem Zugriff der Polizei schützt und sich damit selbst strafbar macht, wie er das Mädchen ohne nachzudenken mitnimmt, aber ihm auf der Stelle eine neue Identität verpassen will, indem er es neu einkleidet, wie er durch die «Adoption» das ei-



Stars

Zu Höherem berufen

Der deutsche Liedersänger Heino erklärt sich in seiner neuen Biografie «Mein Weg». Dieser ist etwas glitschig.
Von Rolf Hürzeler

Die Antwort auf die wichtigste Frage gleich vorweg: Heino trägt seine seltsame Sonnenbrille nicht aus Eitelkeit. Der 77-Jährige litt vielmehr jahrelang unter einem Augenleiden. Die Krankheit hat er zwar mittlerweile im Griff, aber er muss seine Augen schonen.

Eine andere Sache ist die windfeste Frisur: «Ich trage ein Haarteil, ein Toupet!», schreibt der Altstar stolz; er besitze «schon eine stattliche Anzahl davon». Denn sein Schädel glänzt unverkleidet wie ein frischpolierter Kotflügel. Das sind Bekenntnisse aus der neuen Autobiografie «Mein Weg» des deutschen Schlagersängers Heino, der eigentlich Heinz Georg Kramm heisst und als Interpret deutscher Volkslieder ein Vermögen gemacht hat.

Filbingers Rücktritt

Wie viele seiner Generation hatte er eine holprige Jugend. Sein Vater verstarb früh im Krieg, erschossen von einem betrunkenen Kameraden. Die Mutter musste mit dem kleinen Heino und seiner Schwester untendurch. Gemäss dem Sänger war die Mutter sein «Ein und Alles». «Sie gab mir Halt und Kraft[...]» Sie schenkte ihm ein Akkordeon.

Heino absolvierte eine Bäckerlehre, blieb aber nicht im Beruf. Das frühe Aufstehen hinderte ihn an seinen abendlichen Gesangsauftritten. Er fühlte sich nämlich schon früh zu Höherem berufen, als kleine Brötchen zu backen. Das erkannte auch der Musikmanager, Schlagersänger und Produzent Ralf Bendix («Babysitter-Boogie»). Heino feierte mit dem Volkslied «Jenseits des Tales» seinen Durchbruch.

Das Lied war besonders in den dreissiger Jahren populär gewesen. Doch Heino war das schnuppe. Was seinem Publikum gefalle, sei gut, lautete seine Devise: «Es gab schon immer Kritiker, die versucht hatten, mich in die rechte Ecke zu stellen, weil ich ja nur deutsche Lieder sang – Lieder, die zum Teil aus der Bündischen Jugend stammten wie «Jenseits des Tales».» Aber es sei ja nicht sein Fehler, dass das «deutsche Volkslied von den Nazis missbraucht» worden sei.

Das ist nachvollziehbar. Dümmer gelaufen war die Sache mit Hans Filbinger, dem ehemaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg. Dieser schlug Heino 1977 vor, drei Strophen des Deutschlandlieds für eine Schallplatte aufzunehmen. Kurz darauf erinnerte der Dramatiker Rolf Hochhuth an vier Todesurteile, in die Filbinger als Marinerichter im Zweiten Weltkrieg verwickelt war; der Politiker musste zurücktreten. Und Heinos Reputation war an-

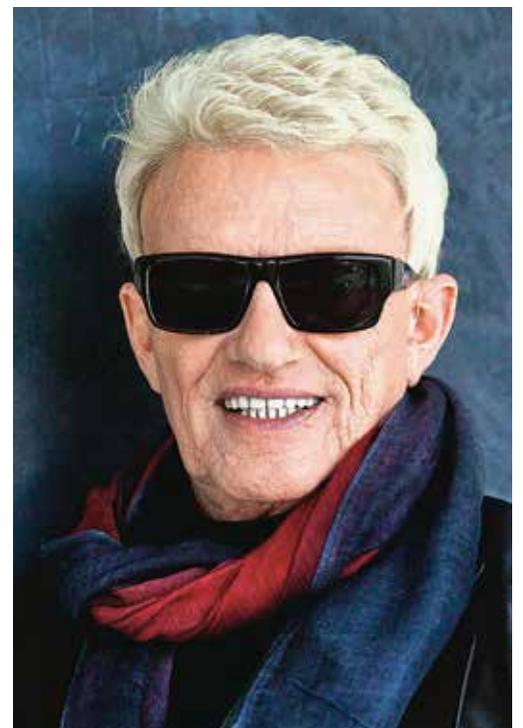
geschlagen. Zuerst fühlte er sich beleidigt, heute schimmert etwas Einsicht durch: «Das ganze Theater um das Deutschlandlied sehe ich heute mit dem entsprechenden Abstand etwas anders, auch im Hinblick auf Filbingers Person und seine nicht astreine Vergangenheit.» Das könnte man sogar etwas deutlicher sagen.

Heino plaudert in «Mein Weg» ausführlich aus seinem Privatleben. Der Entertainer ist zum

Am wichtigsten waren ihm stets die Fans, und die sind ihm treu geblieben.

dritten Mal verheiratet. Heino ist Vater eines Sohnes aus erster Ehe sowie einer Tochter nach einem Seitensprung. Mutter und Tochter nahmen sich das Leben. Schicksalsschläge steckte Heino weg, denn am wichtigsten waren ihm stets die Fans, und die sind ihm treu geblieben. In seinem Wohnort Bad Münstereifel ist er wohlgeglitten, eine Lokalgrösse gar, die etwas zu sagen hat. Auch als er letztes Jahr den SPD-Kandidaten zum Bürgermeister empfahl. Der Mann wurde gewählt. Aber der Sieg bekam ihm schlecht, er verstarb am Wahlabend unerwartet. Heino und Linke – das geht irgendwie nicht zusammen.

Heino: Mein Weg. Lübbe. 328 S., Fr. 16.90



«Halt und Kraft»: Sänger Heino.

gene Familienversagen kompensieren will und wie sich das Kind gleichzeitig sanft und undankbar, anschmiegsam und rebellisch verhält – mit diesen starken Bildern bringt er seine Interpretation der deutschen, der westlichen Verhältnisse angesichts des Flüchtlingsansturms ein. Es ist eine Mischung aus Hilfsbereitschaft, Naivität und Abwehr.

Nicht verschwiegen sei, dass Kirchhoff es mit der politischen Korrektheit am Schluss etwas übertreibt: dass es am Ende der verletzte Verleger ist, der durch einen Nigerianer und seine junge Familie gerettet wird, und dass er ihm (in zwei Sekunden!) das Lenken des BMW sowie den Wagen selbst überlässt, ist ein kitschiger Zacken und ein «gutgemeinter» Zug zu viel, der nebenbei den (an sich legitimen) Wunsch des Autors verrät, sich im Bücherherbst richtig und wirkungsvoll zu positionieren. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er mit «Widerfahrnis» eine kluge, meisterhafte und süffige Geschichte geschrieben hat.

Bodo Kirchhoff: Widerfahrnis.
Frankfurter Verlagsanstalt. 224 S., Fr. 31.90

Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die *Weltwoche* enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Der rasende Ungebändigte

Der amerikanische Schriftsteller Jack London führte das Leben eines Berserkers. Es lieferte ihm den Stoff für seine Romane. Im November jährt sich sein Todestag zum 100. Mal. *Von Rolf Hürzeler*



«Gottes auserkorener Liebender»: Schriftsteller London, 1914.

Die Worte flossen ihm aus der Feder. «Aber er musste sich beim Schreiben oft unterbrechen, um Wörter nachzuschlagen oder seine Stilkunde zu konsultieren.» So beschreibt der amerikanische Schriftsteller Jack London (1876–1916), wie er in einer Bruchbude im kalifornischen Oakland seinen Weg zum Schriftsteller fand. Genauer: London schreibt hier von Martin Eden, seinem literarischen Alter Ego. Im gleichnamigen Roman schildert London dessen Aufstieg vom Proleten zum gefeierten Autor – und erzählt damit sein eigenes Leben. Acht Jahre später war er tot, denn er litt zeitlebens unter zu viel Durst.

Jack London war ein Ungebändigter, ein Rasender. Als Heranwachsender liess er keine Keilerei aus, war sogar davon überzeugt, dass «der Mensch ein Tier und das Leben eine einzige Schlägerei ist», wie sein amerikanischer Biograf Henry Steele Commager schrieb. London stieg jedem Rock zielstrebig nach, zumindest bis er 1905 seine zweite Frau Charmian fand, seine grosse Liebe.

Als junger Mann ging er als Matrose zur See und suchte in Alaska nach Gold, fand aber keines. Er war Austernfischer oder schuftete in einer Konservenfabrik und in einer Wäscherei bis zum Umfallen. Dann entschied er sich für eine Karriere als Eisenbahn-Tramp, fuhr wie zahlreiche amerikanische Wanderarbeiter vor

mehr als hundert Jahren kreuz und quer durch das Land. Er sass auch wegen eines kleinen Missverständnisses zwischen Mein und Dein ein bisschen im Knast.

Ein paar Jahre später verfolgte er den russisch-japanischen Krieg als Reporter, wurde auch dort eingelocht, und ja, er besuchte sogar die University of California in Berkeley, wenn auch nur kurze Zeit. Mit dreissig hatte der Jüngling bereits mehr gesehen als mancher andere sein ganzes Leben lang.

Toll für London, denn das war der Fundus, aus dem er fürs Schreiben schöpfen konnte. Die Zeit in Alaska verarbeitete er im Roman «Lockruf des Goldes» oder in der Kurzgeschichte «To Build a Fire», in welcher der Held gegen den Erfrierungstod kämpft.

Zwischen 1899 und 1916 verfasste London über fünfzig Bücher, schier unzählige Kurzgeschichten und Zeitungsartikel. Darunter sind hervorragende Werke wie der Agententhriller «Mord auf Bestellung», der unter dem Originaltitel «The Assassination Bureau, Ltd.» mit Diana Rigg und Curd Jürgens 1969 ins Kino kam. Ein solch bleibendes Œuvre ist ziemlich gut für einen, der kaum lesen und schreiben konnte, als er die Schule verliess.

Jack London kam in San Francisco zur Welt, seine Mutter war eine Spiritistin, die mit dem Diesseitigen wenig und mit einem Kind schon

gar nichts anzufangen wusste. Sein Erzeuger war als Astrologe auf der steten Suche nach der Wahrheit in den Sternen, was ihn davon abhielt, zu seiner Vaterschaft zu stehen. Jack wuchs in der Obhut einer schwarzen Nanny auf, die er vergötterte.

Kunterbunte Ehe

So einer sucht Sicherheit im Leben. Die fand er bei seiner ersten, aus kleinbürgerlichen Kreisen stammenden Frau Bessie Maddern, mit der er eine lieblose Zweckehe einging. Wie häufig in solchen Fällen verblasst der Zweck der Zweisamkeit ziemlich schnell, und Jack amüsierte sich, wo immer sich Gelegenheit bot.

Dabei war London zu grossen Gefühlen fähig, wie er in «Martin Eden» über seinen Ego-Helden anschaulich schrieb: «Er fühlte sich selbst wie Gottes auserkorener, rasender Liebender...» Die Angebetete stachelt ihn zu seinem Bildungseifer an, und damit zu seiner Schreibwut, von deren Ergebnissen sie indes zu seiner Enttäuschung wenig hält – was ihn nur noch zu grösseren Leistungen anspornt. Hormone sind der beste intellektuelle Anreiz.

Im richtigen Leben fand London doch noch Erfüllung in der Liebe. Er heiratete Charmian Kittredge, die Frau wird je nach Quelle als «Flittchen» oder «lüstern» bezeichnet. Die beiden waren sich in Liebe zugetan und führten bis zu seinem Tod eine kunterbunte Ehe.

Einer wie Jack London lässt politisch nichts anbrennen. Er fühlte sich angesichts des Elends dieser Welt stets als Sozialist. Der Mann hatte jeden auf dem Kieker, der Geld hatte, ausser sich selbst natürlich, der als begnadeter Erzähler mit seinen Romanen «Wolfsblut», «Alaska Kid» oder «Martin Eden» zu etwas Wohlstand kam. Seine sozialistische Überzeugung hinderte London indes nicht daran, öffentlich gegen die asiatischen Einwanderer zu wettern, die bis heute das Strassenbild der amerikanischen Westküste mit prägen. Londons stets ungebrochene Faszination für nackte Gewalt liess George Orwell sogar einen «faschistoiden Zug» orten.

Das hätte London in seiner Überzeugung wenig gekümmert; bis kurz vor seinem Tod war er Mitglied einer sozialistischen Partei, auch wenn ihm die Revolution schnuppe blieb. Der sozialdarwinistische englische Philosoph Herbert Spencer war sein grosses Vorbild ebenso wie Charles Darwin selbst, dessen Lehren dem Atheisten London exakt ins sonst wenig konsistente Weltbild passten. Neben diesen beiden bewunderte er nämlich auch den Schriftsteller und Imperialisten Rudyard Kipling, dem er nacheiferte. All dies schimmert in unzähligen Facetten in seinen Werken auf, von denen nun einige neu erscheinen zum 100. Todestag des Autors.

Jack London: Martin Eden. dtv. 526 S., Fr. 28.90
Jack London: Mord auf Bestellung. Manesse. 262 S., Fr. 35.90



Wechselspiel der Wolken: «Holländische Boote in einem Sturm» vom britischen Maler William Turner.

Klima

Denken an den Regenschirm

Noch vor 150 Jahren hielten die Menschen schlechtes Wetter für eine Strafe Gottes. Der britische Wissenschaftsautor Peter Moore sagt in seinem Buch «Das Wetter-Experiment», warum das heute nicht mehr so ist. *Von Rolf Hürzeler*

Pech gehabt. Am 26. Oktober 1859 zerschellte der luxuriöse Klipper «Royal Charter» an der nordwalisischen Küste. 449 Passagiere und Besatzungsmitglieder verloren ihr Leben. Ein Sturm überraschte die Reisenden auf ihrer monatelangen Seefahrt von Melbourne nach Liverpool kurz vor dem Ziel. Es kostete nicht nur unzählige Menschenleben, mit den Opfern versanken fast 70 000 Unzen Gold im Meer, Schätze, die die Heimkehrer von Australien für ein besseres Leben nach Grossbritannien bringen wollten.

Einer der Matrosen beschrieb am Vorabend des Desasters den Himmel als «eine einformig trübe Masse Dunst» und prophezeite in seinen Aufzeichnungen: «Das wird eine üble Nacht.» In den Augen des damals tonangebenden Meteorologen und Marineoffiziers Robert FitzRoy war dieses Unwetter somit absehbar, wie er später monierte – wenn Kapitän Thomas Taylor die Wettererscheinungen richtig verstanden hätte.

Die wartenden Angehörigen in Liverpool mochten den Verlust ihrer Liebsten als individuellen Schicksalsschlag empfunden haben.

Tatsächlich aber war das Unglück eine Frage des meteorologischen Wissens. FitzRoy war überzeugt, dass in Zukunft zuverlässig erhobene Daten Sturmwarnungen erlauben würden. Damit lag er richtig; falsch waren leider seine Prognosen. Sie waren meist unbrauchbar.

Das ist eine Episode aus dem neuen Buch «Das Wetter-Experiment – Von Himmelsbeobachtern und den Pionieren der Meteorologie» des englischen Wissenschaftsautors und Historikers Peter Moore. «Das Klischee stimmt, wir Engländer lieben das Wetter als Gesprächsstoff, es erleichtert den Einstieg in eine Begegnung», sagt Moore im persönlichen Gespräch.

Dinosaurier waren zu gross

Er hat zwei Jahre lang in Bibliotheken und Nachlässen recherchiert. «Die Viktorianer waren grossartige Briefschreiber, allein [Francis] Beaufort hat unzählige Schreiben verfasst.» Moore wurde zudem in Zeitungsarchiven fündig: «Artikel über ungewöhnliche Wetterphänomene finden sich in jedem Blatt.» Die Beobachtungen waren damals oft widersprüchlich. Das weckte sein Interesse.

Im neuen Buch zeichnet Moore nun nach, wie das Wetter bis weit ins 18. Jahrhundert als schicksalhaft angesehen wurde. Erst die zusehends kommerzialisierte Schifffahrt und die modernisierte Landwirtschaft veranlassten Naturforscher, sich des Wetters wissenschaftlich anzunehmen. Moore lässt neben dem vergessenen Pionier Robert FitzRoy bekannte Namen wie Francis Beaufort auftreten oder den preussischen Entdeckungsreisenden Alexander von Humboldt. Beaufort war zwar nicht der Erste, der mit Windstärkeklassen arbeitete, aber er setzte sie für die Schifffahrt praktikabel um. Humboldt erkannte 1845 die Wichtigkeit der Atmosphäre für das menschliche Leben: «Wäre der Erdball der Atmosphäre beraubt, wie



«Prognosen für Madrid sind einfacher»: Moore.

unser Mond, so stellte er sich uns [...] als eine klanglose Einöde dar.»

Nicht alle waren so einsichtig. Typisch etwa war der Irrtum, dem die Bürger der norditalienischen Stadt Brescia erlagen. Sie hielten sich für ziemlich schlau, als sie Mitte des 18. Jahrhunderts 780 Zentner Schiesspulver in der Kirche San Nazaro e Celso einlagerten. Denn der Herrgott würde ein ihm geweihtes Haus gewiss vor dem Blitz verschonen. Die wackeren Bürger kannten unglücklicherweise die Forschungen des amerikanischen Naturwissenschaftlers Benjamin Franklin nicht. Der hielt den Blitz nämlich für ein Naturphäno-

Die Bürger von Brescia hielten es für schlau, das Schiesspulver in der Kirche zu lagern.

men, der dann am wenigsten Schaden anrichtete, wenn er in die Erde einschlug, und liess auf den öffentlichen Gebäuden in Pennsylvania Blitzableiter einrichten.

Das war zehn Jahre bevor am 18. August 1769 in Brescia der Blitz in den Schiesspulver-Kirchturm einschlug, mit all den unangenehmen Folgen, die man sich vorstellen kann. Moore schreibt: «Ein Gott, der Unschuldige tötete, Städte dem Erdboden gleichmachte und Kirchen zerstörte, war nicht das, was fromme Christen von ihm erwarteten.» Der Autor sagt, dass Wetter und Glaube sich noch heute nahe sind: «Viele Bauern beten während der Heuernte für gutes Wetter.»

Moore's Buch lebt von den farbigen Charakteren, die sich mit dem Wetter befassten. Robert FitzRoy taucht noch andernorts in der Geschichte auf. Er war der Kapitän der «HMS Beagle» – auf diesem Schiff machte der Naturwissenschaftler Charles Darwin seine Beobachtungen, die zu seinen damals revolutionären Erkenntnissen über die Entwicklung des menschlichen Lebens führten. Der fromme FitzRoy, wiewohl von den exakten Wissenschaften angetan, hielt sich jedoch für keinen Nachfahren der Affen. Er blieb etwa bei seiner Überzeugung, dass die Dinosaurier nur deshalb ausstarben, weil sie für die Arche Noah zu gross waren und in der Sintflut ertranken. Doch sein Stolz war stärker als der christliche Glaube. So durchschnitt sich FitzRoy am 30. April 1865 mit einem Rasiermesser die Kehle, weil sich die *Times* über seine unzuverlässigen Prognosen mokierte.

Das Schicksal meinte es schlecht mit FitzRoy, obgleich er als einer der Ersten erkannte, dass Wetterprognosen wesentlich auf einer Fülle aktualisierter Daten beruhten. Darum setzte er auf ein ausgebautes Telegrafennetz in Irland: «Die Meteorologie neuen Typs war eine Angelegenheit von Netzwerken», bilanziert Autor Peter Moore und zitiert den zeitgenössischen John Ruskin: «Lasst den Hirten in den Alpen

die Veränderung der Bergwinde beobachten, lasst den Reisenden uns Nachrichten vom Wandel der Oberfläche des Meeres senden [...]»

Wie so oft hatten es Erneuerer schwer. Skeptische Zeitgenossen mochten nicht daran glauben, dass sich das Wetter je prognostizieren lasse, und zwar bis weit ins 19. Jahrhundert hinein: «Als 1854 ein Abgeordneter im Unterhaus die Ansicht vertrat, schon bald könnte es möglich sein, einen ganzen Tag im Voraus zu wissen, wie das Wetter in London werde, brachen die Parlamentarier in schallendes Gelächter aus», schreibt Moore. Wobei anzufügen wäre, dass die britischen Wetterprognosen wegen des ozeanischen Klimas bis heute notorisch unzuverlässig sind. «Prognosen für Madrid sind einfacher als für London», sagt Moore.

Immer individuellere Prognosen

Die Vorbehalte gegenüber der neuen wissenschaftlichen Disziplin waren somit zum Teil nachvollziehbar. Der amerikanische Meteorologe und Altphilologe James P. Espy (1785–1860) trat etwa mit der kühnen Behauptung an die Öffentlichkeit, er könne demnächst Regen künstlich erzeugen. Damit schaffte er sich wenig Freunde. Schade, denn der Mann hatte seine Verdienste; er trug viel zum Verständnis der Luftzirkulation bei. Just diese Erkenntnisse brachten ihn auf die Idee vom künstlich initiierten Regen.

Das Wetter faszinierte nicht nur Naturwissenschaftler. Auch Künstler wie William Turner und John Constable fanden in diesen Phänomenen ihre Inspiration. Constable, ein begnadeter Beobachter, war stolz darauf, die meteorologischen Verhältnisse so akkurat wie möglich wiederzugeben, wie er in einem Vortrag vor der naturwissenschaftlichen Bildungsakademie Royal Institution 1836 erläuterte: «Warum sollten wir dann die Landschaftsmalerei nicht als Zweig der Naturphilosophie ansehen, von der Gemälde nur die Experimente darstellen?» Dummerweise sahen das die damaligen Käufer seiner Bilder nicht ganz so. In einem Fall liess der Besitzer eines Constable-Gemäldes den Himmel nach seinem Gusto neu malen, weil ihm die Wettererscheinung nicht passte. Dafür hatte der scharfzüngige Schweizer Künstler Johann Heinrich Füssli viel Verständnis: «Sehe ich ein Bild von Constable, muss ich an meinen Regenschirm denken.» Moore sieht Constable positiver: «Er liebte es, das Wechselspiel der Wolken zu beobachten, das tue ich auch gerne.»

Wohin geht die Wetterforschung in Zukunft? «Die Prognosen werden lokaler werden», sagt Moore. Denn damit eröffne sich ein lukratives Geschäftsfeld. «Wer eine individuelle Prognose erhält, die sagt, ob es am nächsten Tag Regen für den Rasen gibt, der bezahlt gerne dafür.»

Peter Moore: Das Wetter-Experiment. Mare. 560 S., Fr. 37.90

Deutsch

Alles Meier?

Jeder hat ein Recht darauf, dass sein eigener Name richtig geschrieben wird. Von Max Wey

Namen sind Schall und Rauch? Mag sein. Aber jeder Mensch, ob tot oder lebendig, hat ein Recht darauf, dass sein Name korrekt geschrieben wird. Vielen Promis scheint es egal zu sein, was über sie in der Zeitung steht, Hauptsache, der Name ist richtig geschrieben. Zu Lebzeiten Shakespeares gab es 57 Schreibweisen seines Namens (unter anderem «Shexpere»). Noch heute wird ihm gerne das Schluss-e abgezwickelt, vor allem bei der Form «shakespearesche» (falsch: shakespearsche). So ergeht es auch der Daguerreotypie (falsch: Daguerrotypie), benannt nach dem Fotopionier Louis Daguerre. Der Dichter Hugo von Hofmannsthal kriegt häufig ein zweites f geschenkt, ebenso LSD-Entdecker Albert Hofmann. Der spanische Maler Joan Miró hat gleich doppelt Pech, entweder ist der Vorname falsch (Juan) oder der Akzent (Mirò).

Günther Jauch schreibt seinen Vornamen anders als Günter Grass, Günter Netzer oder Günter Wallraff. Das h, das bei Günther Jauch oft fehlt, findet sich häufig irrtümlich bei Mutter Teresa (falsch: Theresa) wieder. Liza Minnelli hat auch ein «Cabaret» mit ihrem Namen; oft hat sie ein n zu wenig, genau wie Sir Alec Guinness, Ingrid Bergman dafür eines zu viel. Unwichtig? Das eine ist richtig, das andere falsch. Barbra Streusand, Pardon, Streisand, möchte keine gewöhnliche Barbara sein. Über fehlerhafte Schreibweisen werden sich auch Marianne Faithfull (nicht: Faithful) und Rod Stewart (nicht: Steward) ärgern. Jimi Hendrix (nicht: Jimmy) und Marilyn Monroe (nicht: Marylin) ärgern sich nicht mehr.

Der Name von Schauspieler Armin Mueller-Stahl wird häufig vermüllert. Der Schriftsteller Hugo Loetscher hat es ebenfalls verdient, richtig geschrieben zu werden. Sein Vater hat den Namen Lötscher in Loetscher ändern lassen. Der irische Dramatiker und Satiriker George Shaw heisst mit zweitem Vornamen Bernard und nicht Bernhard. Jedes Kind kennt den Namen des indischen Freiheitskämpfers Mahatma Gandhi, aber nicht jedes Kind wird seinen Namen korrekt buchstabieren können, denn immer noch wird falsch «Ghandi» geschrieben. Am besten, man hat einen schwierigen Namen. Die myanmarische Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi wird kaum falsch geschrieben. Schliesslich lässt sich auch mit dem Namen Meier Karriere machen. Dieter Meier (Yello) hat es vorgemacht. Ein deutscher Plattenboss soll, als sich Meier bei ihm vorstellte, geäussert haben: «Lustiges Pseudonym.» ○

Top 10

Knorr's Liste

1	War Dogs	★★★★☆
Regie: Todd Phillips		
2	The Beatles: Eight Days a Week	★★★★☆
Regie: Ron Howard		
3	The Light Between Oceans	★★★★☆
Regie: Derek Cianfrance		
4	Sing Street	★★★★☆
Regie: John Carney		
5	Médecin De Campagne	★★★★☆
Regie: Thomas Lilti		
6	Vor der Morgenröte	★★★★☆
Regie: Maria Schrader		
7	Toni Erdmann	★★★★☆
Regie: Maren Ade		
8	Finding Dory	★★★☆☆
Regie: A. Stanton/A. MacLane		
9	Tschick	★★★☆☆
Regie: Fatih Akin		
10	The Magnificent Seven	★★★☆☆
Regie: Antoine Fuqua		

Kinozuschauer

1 (-)	Finding Dory (3D)	54 798
Regie: A. Stanton/A. MacLane		
2 (1)	Bad Moms	19 360
Regie: Jon Lucas, Scott Moore		
3 (-)	War Dogs	16 638
Regie: Todd Phillips		
4 (2)	The Magnificent Seven	4 799
Regie: Antoine Fuqua		
5 (4)	Now You See Me 2	4 167
Regie: Jon Chu		
6 (3)	The Purge: Election Year	4 126
Regie: James DeMonaco		
7 (7)	The Secret Life of Pets	3 387
Regie: Chris Renaud, Yarrow Cheney		
8 (5)	SMS für dich	2 859
Regie: Karoline Herfurth		
9 (6)	Nerve	2 547
Regie: Ariel Schulman, Henry Joost		
10 (-)	The Beatles: Eight Days a Week	2 159
Regie: Ron Howard		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	The First Avenger – Civil War (Disney)
2 (1)	X-Men:Apocalypse (Fox)
3 (2)	Angry Birds (Sony)
4 (3)	Bibi und Tina 3 (Tudor)
5 (4)	The Jungle Book (Disney)
6 (5)	Gods of Egypt (Ascot Elite)
7 (6)	Bad Neighbors 2 (Universal)
8 (-)	Ratchet & Clank (Rainbow)
9 (10)	Zoomania (Disney)
10 (8)	Rage – Tage der Vergeltung (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Launenfreies Pflänzchen: Joseph Gordon-Levitt in «Snowden».

Kino

Demütig waltet er seines Amtes

Oliver Stone, der Maniac engagierten Kinos, hat die Vita des Whistleblowers Edward Snowden verfilmt – und ihn gnadenlos heilig gesprochen. *Von Wolfram Knorr*

Oliver Stone, der wieder mal das Zürcher Filmfestival besuchte, um einen neuen Film vorzustellen, ist noch immer, obwohl nicht mehr der Jüngste (70), eine Kraftnatur. Und so kennt man auch seine Figuren: Maniacs, charismatische Haudraufs, die sich im Dschungel der Machtstrukturen entmündigt fühlen und Lichtungen hineinschlagen, immer mit zorniger Provokations-Power. Dazu gehören notorische Grossmäulerei, eloquenter Fanatismus, wie bei Michael Douglas in «Wall Street» (1987) oder Anthony Hopkins in «Nixon» (1995). Edward Snowden, der Welt berühmtester Whistleblower, passt so gar nicht in diesen Musterkatalog. Er ist das radikale Gegenteil zu Stones wüsten Zornnickeln. Auf einmal ist da ein sanftes, blasses, auch irgendwie launenfreies Pflänzchen. Klug, höflich, zurückhaltend. Ein heiliger Franziskus, der demütig seines Amtes waltet, kein Marktschreier.

Und genau hier liegt das Problem von Oliver Stones «Snowden». Sein Biopic schrammt an der Dramaturgie einer Heiligenlegende entlang, an einem Saulus, der sich erst voll zum US-Militär im Besonderen und zum System im Allgemeinen patriotisch bekennt, als Computerspezialist sein Damaskus-Erlebnis bei Gesetzesverstössen erlebt und daraufhin zu einem Paulus mutiert, der der Welt verkünden

muss, welche Schandtaten die staatlichen Behörden begehen mit ihren hemmungslosen Zugriffen auf private Daten. Am Ende wird Snowden in Stones Version geradezu heilig gesprochen und auf einer Halleluja-Musiksoße in höhere Sphären verabschiedet.

Am schönsten ist die Bettszene

Ein heisser Brei, dabei beginnen Stone-Filme gewöhnlich hart, mit Einkreisungen der Schlachtfelder, mit Kamerafahrten über den Flughafen von Saigon («Platoon», 1986) oder die Wall Street, danach beginnt der Kampf, ätzend aggressive Duelle zwischen kontroversen Haltungen. Klar galt Stones Sympathie schon immer jenen, die voller Angst und Verzweiflung und Zorn über die Zustände ihres Landes sind; aber auch die Gegner, mochten sie noch so perfide sein, kamen zu Wort. Bei «Snowden» Fehlanzeige. Der beginnt in Hongkong 2013 beim heimlichen Treffen der Dok-Filmerin Laura Poitras (Melissa Leo) und dem Guardian-Kolumnisten Glenn Greenwald (Zachary Quinto) mit Snowden (Joseph Gordon-Levitt). Ihnen gibt er sich als anonymen Informant zu erkennen. Stone inszeniert nach, was Laura Poitras in ihrem Film «Citizenfour» schon dokumentiert. Dann, es handelt sich schliesslich um ein Biopic, beginnen Rückblenden. Snowden beim Militär, bei der

CIA, als Patriot, mit seinen Vorgesetzten, die seine Fähigkeiten hochschätzen und seine Bekanntschaft mit der zukünftigen Lebensgefährtin Lindsay Mills (Shailene Woodley). Der Patriot wird zunehmend unsicher, je öfter er in den Firmen, in denen er arbeitet, Zeuge wird davon, wie ungeniert auf private Daten zugegriffen wird. Die schönste Szene, in der sich Privates mit Politischem vermischt, ist eine Bettszene mit Edward und Lindsay, in der er sich durch das Kamera-Auge an seinem Computer beobachtet fühlt und das Objektiv zuklebt.

Der Rest ist brave, pure Gesinnung. Zweifel an Snowdens Verhalten sind geradezu verpönt. Ein Diskurs über die Enthüllungen – Verrat oder notwendige Aufklärung? – findet nicht statt. Der würde auch nur stören bei der Heiligsprechung. ★★★☆☆

Weitere Premiere

Frantz — Anna (Paula Beer) schmückt täglich das Grab ihres Verlobten Frantz mit frischen Blumen, der 1918 an der Front gefallen ist. Sie ist nicht alleine, auch ein junger Franzose (Pierre Niney) sucht die Ruhestätte auf. In der winkligen deutschen Kleinstadt begegnet man dem Fremden mit Misstrauen, aber weil er ein Freund des Gefallenen war, tauen die Eltern von Frantz langsam auf und akzeptie-



Brave Gesinnung: «Snowden».

Fragen Sie Knorr

Wieder mal hat keiner bemerkt, auch Ihr Blatt nicht, dass eine wichtige Figur des Films gestorben ist: Herschell Gordon Lewis, der als Begründer des Splatterfilms gilt. Zu trashig? W. B., per E-Mail



Die Wichtigkeit des Mannes ist wirklich Ansichtssache. Herschell Gordon Lewis hat immer das Gegenteil von dem gemacht, was gerade in war. Mit nackten Girls hat er angefangen, und als das alle machten, hat er sie in Schlachtszenarios verarbeitet, wie in «Monster A-Go Go» (1965). Er gehörte nie zu den

ren ihn wie einen Sohn. Vor allem als Pierre erzählt, wie Frantz und er Paris eroberten, sich der Kunst und dem Vergnügen widmen. Das rührt die Eltern und führt zu Pierres Flucht aus der familiären Umarmung. Anna gesteht er den wahren Grund seines Besuchs



Liebe über Grenzen hinweg: «Frantz».

und reist zurück nach Frankreich. Anna kann ihr Entsetzen über Pierres Geständnis den Eltern nicht mitteilen und beginnt, wie Pierre, zu lügen, die Wirklichkeit zu verändern, um das Glück der Eltern nicht zu gefährden.

So kommt es, dass sie Anna auffordern, nach Frankreich zu reisen, um Pierre wiederzusehen, denn Anna hat Pierre in ihr Herz geschlossen. Doch das Wiedersehen verläuft anders als erhofft. Wie im russig-düsteren Nachkriegs-Ambiente durch die Kunst der Lüge Versöhnung, Optimismus und Liebe über nationale Grenzen hinweg neu erblühen, das zaubert François Ozon («Swimming Pool») in seinem jüngsten Film frei nach Ernst Lubitschs «Broken Lullaby» (1932) in wunderbarem Schwarz-Weiss auf die Leinwand. Unwahr ist schon das Grab; die Ruhestätte von Frantz ist irgendwo an der Westfront. Wie das gegenseitige Belügen zur vitalen Überlebensstrategie wird, das ist erzählerisch von grosser Raffinesse. Nachdem Anna am Ende beide Männer hinter sich lässt, Frantz und Pierre, bleibt sie wie befreit in Paris. Glänzend. ★★★☆☆

Florettfechtern des Genre, sondern griff zum Zweihänder. Das führte zum snobistischen Vergnügen am Ungelenken, Rohen. Seine Filme wurden «Camp». Lewis war vor allem ein Meister des Marketing (er war lange in der Werbung). So warnte er in Trailern vor möglichen Schäden durch seine Splatterszenen. Das aber haben andere auch gemacht, wie etwa William Castle, ein Virtuose des B-Films («House on Haunted Hill», 1959).

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Das Neue Testament des Count

Von Peter Rüedi

Mit zunehmender Distanz erscheinen uns die fünfziger Jahre als eine zwielichtige Epoche. Auch der Kalte Krieg mobilisierte Ängste und Hysterien, welche die Leichtigkeit des Seins überschatteten, die sich nach 1945 nur kurz und nur vermeintlich einstellen wollte. In der Kunst zeigten sich die Spannungen deutlicher als anderswo. McCarthys antikommunistische Hexenjagden, der Koreakrieg, dann die Anfänge der Bürgerrechtsbewegung (und deren Unterdrückung) bewegten die amerikanische Öffentlichkeit; in letzterer Hinsicht war der Jazz besonders nahe den Bruchstellen der Gesellschaft, künstlerische und politische Revolte wurden für Schwarze zunehmend deckungsgleich. Andererseits waren die Fünfziger im Jazz nicht nur eine Zeit des avantgardistischen Aufbruchs, sondern auch eine des Rückgriffs auf ältere Werte und Formate. So kamen die Big Bands, die nach dem Krieg zeitweise erledigt schienen, wieder zurück: Ellington mit einem rauschenden Erfolg beim Newport Festival 1956, Count Basie mit einer LP, für die Neal Hefti die spektakulären Arrangements schrieb: «E=MC² The Atomic Mr. Basie». Die Band wurde bald Basies «Neues Testament» genannt (im Gegensatz zur legendären Swing-Formation, dem «Alten Testament»). Sie war extrovertierter als die komplexere, zunehmend tonmalerisch in ambitionierten Suiten engagierte des Duke, mit ihrem überwältigenden Swing näher am Entertainment. Ende Juni 1958 gastierte sie für mehr als eine Woche im Hollywood-Klub «Crescendo», ein Engagement, das jetzt in extenso eine Box mit fünf CDs festhält. Es ist ein überwältigendes Dokument der wie eine US-Limousine der Spitzenklasse funktionierenden Big Band, mit einem Repertoire aus der ein gutes halbes Jahr zurückliegenden «Atomic»-LP, Blues mit dem Sänger Joe Williams, Basie-Klassikern aus dem «Alten Testament» und gerade aktuellen Popsongs. Das Besondere: Der musikalische Hightech-Apparat dieser Band ist im Klubambiente entspannt wie nie. Vor allem aber ist hier Basie selbst als stenogrammatischer Stride-Pianist ausführlicher zu hören als sonstwo. Vergnügen herrscht ob diesem explosiv hedonistischen Aspekt der Fünfziger.



Count Basie & His Atomic Band: Complete Live at the Crescendo 1958. Phono 870245.

Beflügelte Stimmung

Das Zurich Film Festival haucht der grössten Schweizer Stadt auch abseits der Leinwände Leben ein. *Von Hildegard Schwaninger*



Riesengedränge: Winiger, von Waldstätten, Arnold (v.l.) an der Zürcher Bahnhofstrasse.

Der Glamour, den das Zurich Film Festival in die Limmatstadt bringt, beflügelt die allgemeine Stimmung. Die Lebensfreude steigt, die Konsumlust auch. So war das Opening des Prada-Store an der Bahnhofstrasse 42 ein heisser Event. Es hat ewig gedauert, bis das Ereignis stattfinden konnte. Mehr als zwei Jahre wurde umgebaut, die Eröffnung mehrmals verschoben, der Termin war das bestgehütete Geheimnis in der Zürcher Modewelt. Endlich, letzten Donnerstag, standen die schwarzgekleideten Türhüter(innen) vor dem Prada-Geschäft und prüften streng ihre Liste. Nur wer draufstand, hatte eine Chance, in das 1100-Quadratmeter-Paradies auf drei Stockwerken einzutreten. Es waren 500 Leute, die Hautevolee der Mode-, Werbe-, Medien- und Blogger(innen)-Welt; das Ganze gab ein schö-



Blitzbesuch: Hilfiger, Gattin Dee.

nes Bild. Angereichert durch ein paar Promis, die man zwar nicht kannte, die aber – alle in neuester Prada-Mode gestylt – super aussahen: die Schauspieler **Clemens Schick**, **Nora von Waldstätten**, **Tom Wlaschiha**, die Models **Sarina Arnold** und **Melanie Winiger**. Es war ein Riesengedränge, das Catering besorgte der Südtiroler Sternekoch **Norbert Niederkofler**, unterstützt vom Zürcher Star-Caterer **Franz Rhomberg** (Franzoli lieferte die Getränke). Für Getuschel sorgte **Isabelle Bscher** (Galerie Gmurzynska), denn das Gerücht geht um, sie habe vor drei Wochen – endlich – ihren Langzeitverlobten **Spyros Niarchos** geheiratet.

Homo faber», die jüngste Premiere im Schauspielhaus, war die beste seit Jahren, da waren sich viele einig, die nach der Vorstellung (100 Minuten ohne Pause) noch im Foyer standen und sich an den vom Förderer-Circle gesponserten Cüpli delectierten. Unbedingt hingehen! Regisseur **Bastian Kraft**, der auch «Andorra» inszeniert hat, hat den Roman von Max Frisch in eigener Bühnenfassung wirkungsvoll inszeniert (eine griechische Tragödie!). Dann noch ein Blitzbesuch im «Razzia», wo **Tommy Hilfiger** und **Daniel Grieder** ihre traditionelle Filmfestival-Party gaben. Unter den Gästen war **Samih Sawiris**, der neben **Gabriella Sontheim** sass. Die Frau von **Roger Schawinski** hatte den Dresscode übersehen

und kam in dreiviertellangen Jeans (die anderen Frauen waren cocktailmässig aufgebrelzt). **Sawiris** unterhielt sich – sie ist eine engagierte Lehrerin und interessante Frau – trotzdem blendend mit ihr.

Aufbruchstimmung beim Einstandskonzert von **Daniel Hope** als neuem musikalischem Leiter des ZKO (Zürcher Kammerorchester). Die Tonhalle bis auf den letzten Platz besetzt, viele aus den Reihen der oberen Zürcher Bourgeoisie. Hope lieferte, was man von ihm erwartete: ein gutes Konzert (Mendelssohn, Bach, Weinberg, Beethoven) und die ungeheure Energie, die Teil seiner Persönlichkeit ist und mitreissend. **Michael Bühler**, Geschäftsführer des ZKO, dessen Haupthaar parallel zu seiner Zuversicht zu wachsen scheint (zurzeit sind die Haare recht lang), zeigte sich erfreut, dass nach dem Chinesen **Muhai Tang** und **Sir Roger Norrington** (der Spezialist für alte Musik pflegte auch die Macken eines alten Herrn und spielte gern den Clown) jetzt Hope das Zepter übernimmt. Eine kühne Lösung: Erstmals ist es nicht ein Dirigent, der dem Orchester vorsteht, sondern ein Instrumentalist. Hope ist Geiger.

Was für ein Allrounder er ist, zeigte der Verkaufstisch, um den sich in der Pause die Musikfreunde drängten: Neben den CDs fanden sich auch Bücher, die Hope geschrieben hat. Hope liess auf seine neue Gaststadt gleich



Charmeoffensive: Daniel Hope.

eine Charmeoﬀensive los. Er las dem Publikum, nachdem er sich kurz vorgestellt hatte, einen Reisebericht von Felix Mendelssohn Bartholdy vor, in dem dieser vor Lob über Zürich nur so sprudelt. Es sei eine schöne Stadt, wo man unbedingt leben möchte. Hope freut sich darauf, hier, neben seinem Wohnsitz Grunewald, partiell zu leben.

Dann gab es einen Empfang im «Haute», dem Privatclub in der City mit atemberaubender Sicht auf die Stadt. Der Industrielle und Musikliebhaber **Stephan Schmidheiny**, mit seiner Avina-Stiftung neben ZKB und Amag grösster Sponsor des ZKO, war mit seiner Frau **Viktoria**, einer österreichischen Ärztin, da.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Warme Energie

Die Kauffrau Désirée Müller, 25, und der Kundenberater Patrick Zurkirchen, 26, haben kürzlich geheiratet. Die Liebe verbinden beide mit realistischen Erwartungen an den anderen.



«Sichere Anzeichen»: Ehepaar Müller-Zurkirchen.

Patrick: Désirée flog eine Woche nach der ersten Nachricht für sechs Wochen nach Amerika. Wir haben uns über Facebook kennengelernt, lange geschattet, uns über Whatsapp geschrieben und dann noch telefoniert. Als wir vor bald drei Jahren unser erstes Date hatten, war schnell klar, dass es sich um mehr als nur um Freundschaft handelt. In den folgenden Wochen trafen wir uns, so oft es ging, und bald konnten wir unser Glück nicht fassen: denn nun waren wir ein Paar.

Désirée: Patrick gab und gibt mir das Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein. Ich mochte von Anfang an alles an ihm und hinterfragte nichts, und mit der Zeit stellte sich heraus, dass ich mit ihm alles teilen kann, dass er mir Geborgenheit und Sicherheit vermittelt. Bis heute spüre ich bei jedem einzelnen Kuss etwas ganz Spezielles, als würde eine warme Energie mein Herz berühren.

Patrick: Wir blicken in die gleiche Richtung, können intensive Gespräche führen, und die Vernunft spielt auch eine Rolle: Wir verbinden die Liebe mit machbaren Hoffnungen. Aus diesem Grund wissen wir, dass der andere bleiben wird, auch wenn es schwierig oder traurig wird, sich Routinen einschleichen, man Probleme lösen muss. Ich habe mich in

Désirée verliebt, weil mein Herz pochte, wenn ich ihre Stimme hörte oder sie mir schrieb oder ich sie sehen durfte. Man könnte sagen, das sind eben die sicheren Anzeichen, dass man bereits verliebt ist, aber diese Gefühle wurden noch viel intensiver. Wenn sie bei mir ist, bin ich glücklich und zufrieden. Was kann man über einen Menschen Schöneres sagen?

Désirée: Es ist keine Selbstverständlichkeit, eine solche Liebe zu finden. Auch ich weiss, dass wir füreinander da sein werden, in allen Situationen, und auch für den anderen kämpfen, sollte dies notwendig sein.

Patrick: Ich spürte schon lange, dass Désirée die Frau meines Lebens ist. Das fing an, als ich zum ersten Mal ihre Stimme hörte, ging weiter mit unserem ersten Date, und auch das Zusammenziehen war eine sehr gute Entscheidung. Ich wusste, dass ich diese Frau nicht mehr aus meinem Leben gehen lassen will. Der Heiratsantrag war Nervosität pur für mich. Ich plante ihn lange, musste auch eine Weile auf den Verlobungsring warten, und weil es am Valentinstag regnete, ging ich erst am nächsten Tag beim Frühstück vor Désirée auf die Knie und fragte sie, ob sie für immer an meiner Seite bleiben möchte.

Désirée: Wir heirateten im zürcherischen Pfäffikon, in der katholischen Kirche. Mein Vater brachte mich in die Kirche und übergab mich dann an Patrick. Für mich war der glücklichste Moment, als ich in die Kirche trat und Patrick vor dem Altar auf mich warten sah. Danach gab es einen Apéro, und wir wurden von einer Limousine abgeholt und zu unserem Restaurant chauffiert.

Patrick: Für die Zukunft wünschen wir uns eine kleine Familie, dass wir gesund, glücklich und immer in Sicherheit leben können – und natürlich, dass unser Glück bis an unser Lebensende hält.

www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Argumente

Von Andreas Thiel — Für und wider den Südstart über Zürichs Goldküste.

1 — Befürworter des Südstarts

Linke Argumentation:

Der Fluglärm muss gerechter verteilt werden. Das städtische Gebiet südlich des Flughafens ist viel dichter besiedelt als der ländliche Norden. Deshalb ist es logisch, die Flugzeuge über den bevölkerungsreichen Süden fliegen zu lassen, weil dort der Lärm auf viel mehr Menschen verteilt werden kann, als dies im dünnbesiedelten Norden möglich ist.



Liberale Argumentation:

Die Lufthoheit ist den Gemeinden zu überlassen. Diesen steht es frei, Überflugzölle zu erheben. Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Ärmere Gemeinden können mit dem Verkauf von Überflugrechten die Gemeindekasse aufbessern. Reiche Gemeinden können sich durch hohe Überflugzölle schützen.

Rechte Argumentation:

Wir sind bereit, die Südschneise für Ausschaffungsflüge zu öffnen.

2 — Gegner des Südstarts

Rechte Argumentation:

In der Südschneise liegen 35 Moscheen. Deren Überflug ist für die Zivilluftfahrt viel zu gefährlich.

Liberale Argumentation:

Die Lufthoheit ist den Gemeinden zu überlassen. Diesen steht es frei, Überflugzölle zu erheben. Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Ärmere Gemeinden können mit dem Verkauf von Überflugrechten die Gemeindekasse aufbessern. Reiche Gemeinden können sich durch hohe Überflugzölle schützen.

Linke Argumentation:

In der Südschneise liegen 52 Flüchtlingsheime. Viele Flüchtlinge wurden im Krieg durch Luftangriffe traumatisiert. Der Fluglärm wäre eine unzumutbare psychische Belastung für diese Flüchtlinge.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Wer sind die härtesten Athleten? 3,9 Kilometer Schwimmen ...



... 180,2 Kilometer Radfahren ...

Freizeit

Quäl dich!

Triathlon hat in den letzten Jahren als Breitensport einen Boom erfahren. Was bringt all diese vernünftigen Menschen mittleren Alters dazu, einen teuren und zeitintensiven Sport zu betreiben, der weh tut?

Von *Claudia Schumacher*

Schmerz ist das Zeichen, dass ich in einen neuen Level vordringe», sagt Daniela Ryf. «Dass ich mit meinem Körper eine Grenze überschreite, zu der ich vorher keinen Zugang hatte.» Ihren Körper betrachtet die mehrfache Weltmeisterin im Triathlon als «faule Maschine», die sie immer wieder brutal drillen müsse. Denn alles, was nicht weh tue, sei nur Komfortzone.

Ryf, Schweizer Sportlerin des Jahres 2015, hat eine Beziehung zum Schmerz, die den meisten Menschen unverständlich ist. Wir suchen den Schmerz nicht, wir weichen ihm aus. Dass Ryf das nicht tut, erklärt sich wohl auch ein Stück weit daraus: Der Sport hat die hübsche 29-Jährige zur Millionärin gemacht.

Sonntags drei Stunden rennen

Bei den meisten Triathleten sieht es anders aus. Eher so wie bei Corinne Staub. Die Hobbyathletin gibt pro Jahr etwa 9000 Franken für den Sport aus. Die Reisen zu den Wettkämpfen hat die Zürcherin dabei noch nicht eingerechnet. «Triathlon ist eine der teuersten und zeitintensivsten Sportarten, die man machen kann», so Staub. Einnahmen hat sie keine durch den Sport.

Man fragt sich, wie diese ehrgeizigen Hobbysportler, die Vollzeit auf Banken oder in Krankenhäusern arbeiten, ihr Training organisiert bekommen. Trotz der hohen Anforderungen, die Triathlon an den Körper, ans Zeitmanagement und ans Portemonnaie stellt, boomt er als Breitensport.

3,9 Kilometer Schwimmen, 180,2 Kilometer Radfahren, 42,2 Kilometer Laufen: Ironman, die erfolgreichste Wettbewerbsserie, verzeichnete 2016 weltweit insgesamt 256 000 Teilnehmer, das sind 46 000 mehr als noch vor zwei Jahren. Bei den Triathlons, die in der Schweiz stattfinden, nehmen jährlich rund 30 000 Athleten teil. Die Zahl der Mitglieder in den Schweizer Vereinen stieg in den letzten acht Jahren von 4200 auf 4800. Auch die Zahl der Wettbewerbe nimmt international zu. Nicht zuletzt, weil die World Triathlon Corporation, zu welcher die Marke Ironman gehört, letztes Jahr von der chinesischen Wanda Group aufgekauft wurde und diese nun den asiatischen Markt erschliessen will. In China wurden zwei Ironman-Wettbewerbe eingeführt, für 2017 sind drei weitere geplant.

Gesund sein, sportlich aussehen: Das lässt sich auch mit drei oder vier Stunden Sport die Woche erreichen. Triathlon verlangt einem sehr viel mehr ab. Warum ist er so beliebt? Weshalb nehmen normale Menschen viele Strapazen auf sich, um ein Hobby auszuüben, das sie regelmässig an ihre Schmerzgrenze führt?

Schmerz als transformative Kraft, als menschlicher Entwicklungsmotor: eine Sicht

auf das unangenehmste der Gefühle, welche die meisten Kulturen teilen. In der griechischen Antike soll Herkules nur deshalb so stark geworden sein, weil ihm Stiefmutter Hera Schlangen in die Wiege legte. Später kam Jesus über das Kreuz in den Himmel. Auch im Buddhismus wird Schmerz eine reinigende Wirkung auf die Seele zugesprochen. Es gilt, den Schmerz zu überwinden. «Was dich nicht umbringt, macht dich stärker» – das kennen wir alle. Aber das Leid auch noch suchen?

Genau das ist es, was Triathleten wie Ryf tun: am Schmerzpunkt über sich hinauswachsen, um zu gewinnen. Natürlich ist Triathlon auch ein Wohlstandsphänomen. Nur dort, wo es keine Kriege gibt, wo der Mensch satt ist und nicht um die blosse Existenz kämpft, sucht er sich die existenzielle Erfahrung künstlich, um an ihr zu reifen.

«Es gewinnt der, der den Schmerz am besten aushält», sagt Martin Kasten. «Und für mich ist es ein Kick, wenn ich meine sportliche Entwicklung betrachte.» In den letzten zehn Jahren sei er beim Schwimmen immer schneller geworden. Kasten ist vierzig Jahre alt. In einem Alter, in dem die meisten über schwindende Fitness klagen, noch physische Fortschritte zu machen: Auch das ist ein Reiz.

Kasten lebt in Zürich und macht seit elf Jahren Triathlon. Das sieht man ihm an. Als er beim Ge-



... 42,2 Kilometer Laufen.

sprach auf dem iPad seine Trainingspläne zeigt, zeichnen sich unter seinem T-Shirt die Muskeln ab. Kasten ist einer, den die Leidenschaft für den Sport in besonderem Masse gepackt hat. Er gab seinen gutbezahlten Job bei der Swisscom auf und machte sich 2015 als privater Triathlon-Trainer selbständig. Heute betreut er zwanzig Hobbysportler. Von der Hochzeitsplanerin über den Manager bis zum Gefängniswärter sind die Berufsrichtungen querbeet vertreten.

Essen wie ein Scheunendrescher

Auch Corinne Staub lässt sich von Kasten trainieren. Sie ist selbständige Kommunikations- und Verkaufstrainerin, als Expertin sass sie schon bei Aeschbacher in der Sendung. Die telegene Frau mit dem Kurzhaarschnitt ist ein Energiebündel, das alle Hände voll zu tun hat. Vom Triathlon hält sie das aber nicht ab. Der Trainingsplan, den Kasten ihr gemacht hat, sieht im Moment so aus: Montag ist Ruhetag, am Dienstag geht sie 70 Minuten lang joggen. Mittwochs und donnerstags macht sie ein hartes Intervalltraining von 45 bis 60 Minuten Dauer, am Freitag schwimmt sie oder fährt Velo. Am Samstag rennt sie 75 Minuten. Sonntags sind es drei bis vier Stunden, einige Höhenmeter inklusive. Zusätzlich geht sie zwei Mal die Woche in ein Bootcamp zur Rumpfstabilisation. Warum?

«Für mich ist es ein Ausgleich», so Staub. Sie habe sehr viel Energie und sei ein ungeduldiger Mensch. Wenn sie sich regelmässig auspowere, sei sie ausgeglichener. Ausserdem gefalle ihr die Stimmung an den Wettkämpfen sehr gut, «das Prickeln vor dem Start» und die «gesellige Atmosphäre». Und es gehe ihr auch darum, im Alter fit zu bleiben.

Schaut man sich ihren Ernährungsplan an, wirkt der Sport etwas weniger qualvoll. Mor-

gens isst sie zwei bis drei Eier, Lachs und eine Peperoni. Mittags und abends nimmt sie zwei vollwertige Mahlzeiten zu sich und bestellt manchmal noch Extrabeilagen. Nach den Trainings schiebt Staub mitunter Zwischenmahlzeiten ein. Das weibliche Muskelpaket ist 1,72 Meter gross und wiegt 70 Kilogramm. Mit 44 Jahren essen können wie ein Scheunendrescher und das Gewicht halten? Davon träumen viele Frauen. Hier übersetzt sich der harte Sport wieder in Lebensfreude, der hohe Einsatz wird zum Gewinn.

Frauen auf dem Vormarsch

«Natürlich spielt auch der Mythos eine Rolle», sagt Manuel Orth, Pressesprecher von Ironman Switzerland. Der erste Wettbewerb über

Hier übersetzt sich der harte Sport wieder in Lebensfreude, der hohe Einsatz wird zum Gewinn.

die Langdistanz im Triathlon fand 1978 auf Hawaii statt. Ein paar Sportfunktionäre stritten sich auf der Insel darum, ob Läufer, Schwimmer oder Velofahrer die härtesten Athleten seien. Schliesslich legten sie alle drei Disziplinen im ersten Ironman zusammen: «Wer auch immer zuerst ins Ziel kommt, wir werden ihn den Menschen aus Eisen nennen.» Sich selbst als *iron man*, als eisernen Menschen, bezeichnen zu können, finden insbesondere Männer erstrebenswert.

«Einmal beim Half Ironman in Rapperswil mitzumachen, das ist einfach ein Traum von mir», sagt Reto Freitag, der als Verkaufsleiter bei einem Kommunikationsunternehmen arbeitet. Um seinen Traum zu verwirklichen, liess er sich

in diesem Jahr von Martin Kasten auf die olympische Distanz für den Uster Triathlon vorbereiten. Der grosse Glücksmoment beim Triathlon sei, wenn man über die Ziellinie läuft. Geschafft! 2017 wird Freitag dann wohl in Rapperswil antreten. «Auf Dauer würde ich aber so zielfixiert und diszipliniert nicht leben wollen», sagt er. «Triathlon ist der grösste Egoistensport.»

Das Durchschnittsalter der Triathleten liegt bei über vierzig Jahren. Ein Alter, in dem die Kinder aus der intensiven Betreuungsphase heraus sind oder die berufliche Karriere an einen Punkt gekommen ist, an dem es nicht weitergeht. Da mag auch ein wenig die Midlife-Crisis hineinspielen: sich noch einmal richtig beweisen, was man draufhat. Der Grossteil der Triathleten hat zudem einen Uni-Abschluss. Es handelt sich um Menschen mit Ehrgeiz, die früh gelernt haben, dass man im Leben auch einmal auf die Zähne beißen und sich quälen muss, um weiterzukommen. Hinzu kommen mag, dass sich eine Ironman-Teilnahme angeblich gut im Lebenslauf macht.

In der Schweiz kommt auf vier männliche Triathleten nur eine Frau. «Je ambitionierter der Wettkampf, desto höher ist der Männeranteil», so Oliver Imfeld, Geschäftsführer des Schweizer Triathlonverbands. Durch die Vorzeigesportlerinnen Daniela Ryf und Nicola Spirig könnte hier aber ein Wandel stattfinden. Ausserdem liegt der Frauenanteil international bereits bei 24 Prozent, was einen Trend hin zu mehr weiblichen Athletinnen nahelegt. Bei den Hobbysportlern, die sich von Martin Kasten trainieren lassen, liegt der Frauenanteil bereits bei 60 Prozent. «Frauen bekommen Kinder. Sie haben eine andere Schmerztoleranz als Männer», so Kasten. «Im Prinzip sind sie für den Triathlon besser geeignet.» ○

Nord-Süd-Duett

Von Peter Ruedi



Luciano Zazzeri, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, ist berühmt als Chef der «Pineta» von Marina di Bibbona, eines der besten Fischrestaurants Italiens. Zazzeri ist selbst ein begeisterter Fischer, aber auch ein passionierter Jäger, und so hat es schon seine Logik, dass er in Querceto (Gemeinde Montecatini Val di Cecina) 2015 ein Lokal eröffnet hat, das nicht gerade toskanische Landküche führt, aber so etwas wie die Wurzel aus einer solchen, die ins Verfeinerte gehobene Essenz derselben. Er führt die kleine, aber feine «Locanda del Sole» weniger, als dass er als inspirierender Geist über der jungen Equipe schwebt und mit seinem Namen für Qualität bürgt. Querceto besteht im Wesentlichen aus einem mittelalterlichen Schloss, das mit seiner Aussicht allein einen Umweg ins Abseits wert wäre, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Mit der (preislich) bescheidenen, aber exquisiten Locanda lohnt sich schon fast eine Reise, und wenn ich da noch einen meiner Lieblingsweine auf der auch sonst erfreulichen Weinkarte entdeckte, fürchte ich schon fast den Neid der Götter, zumal die Flasche mit 24 Euro etwa zum gleichen Preis wie in der Schweiz beim Händler angeboten wird. Ich meine den Rosso del Soprano, den Basiswein von Salvatore Geraci im sizilianischen Santo Stefano di Briga bei Messina. Geraci hat Anfang der Neunziger mit seinem Kleinbetrieb Palari die Kleinstappellation Faro vor dem Untergang gerettet (Faro heisst denn auch sein Hauptwein), und er ist ein Pionier der autochthonen sizilianischen Sorten, vor allem des Nerello Mascalese. Auch sein Rosso del Soprano hat nichts mit dem zu tun, was man gemeinhin von einem sizilianischen Wein erwartet. Er ist voller Finesse, tänzerischer Eleganz, hat einen relativ bescheidenen Alkoholgehalt, einen strahlenden Charakter und ist damit der ideale Begleiter für diese toskanische Küche, deren Raffinement ebenfalls immer geerdet ist. Die Vorstellung, Weine müssten immer in Sichtweite der aufgetischten Speisen gewachsen sein, ist schön, aber ein frommer grüner Irrglaube.

Palari Rosso del Soprano 2011 Sicilia IGT. 13%. Caratello, St. Gallen. Fr. 29.50. www.caratello.ch

Gut, bürgerlich

Über ein sorgfältig zubereitetes, wärmendes Mittagessen in der «Krone» in Speicher. Von David Schnapp



Qualität des Handwerks: Küchenchef Joel Fässler, 28.

Bürgerlich, fein, vielseitig» heisst es auf der Homepage der «Krone» in Speicher. Die Positionierung des Restaurants als Boutique-Hotel ist wohlthuend ehrlich und so schnörkellos wie die Gerichte, die der junge Küchenchef Joel Fässler aus Mörschwil aufischt. Und die Qualität ist auf einem so guten Niveau, dass man sich etwas wundert, warum das Haus den grossen Restaurantführern bisher entgangen zu sein scheint.

Aber was heisst eigentlich «bürgerliche Küche»? Zum einen bewahrt die gute bürgerliche Küche natürlich gewisse Traditionen, sie bietet Gerichte an, die sich bewährt haben; was nicht bedeutet, dass die nicht leise weiterentwickelt werden. Aber im Vergleich zu der modernen Hochküche und nach meinem Besuch im gepflegten Gasthof «Krone» behaupte ich: Der wesentliche Unterschied liegt in der Wärme. Wer ein Gourmetmenü in sechs Gängen isst, wird in der Mehrzahl kalte und lauwarne und keine heissen Gerichte serviert bekommen. Daran ist nichts falsch, manche Aromen entfalten sich besser, wenn das Produkt lauwarm ist, Kälte wiederum kann für geschmackliche Spannung sorgen.

Aber nach dem Essen beim 28-jährigen Joel Fässler hatte ich eine wohlige, warme Zufriedenheit im Bauch, sie fühlte sich sehr bürgerlich und bodenständig an und kam zum Beispiel von einer sämigen Sauerkrautsuppe, die

anregend säuerlich-salzig schmeckte. Es folgte eine Crêpe mit Pfifferlingsragout, eher mild und cremig im Aroma, aber – wie sich an dem von Hand geschnittenen, glasierten Beilagen Gemüse beispielhaft zeigte – mit Sorgfalt zubereitet.

Auf den Punkt gebraten

Das Rehschnitzel aus Appenzeller Jagd im Hauptgang war auf den Punkt gebraten, der Wildjus dazu natürlich hausgemacht, das Rotkraut aromatisch, die Birne mit Preiselbeeren hatte eine feine Zimtnote, und die Spätzli waren mit geriebenen Haselnüssen verfeinert. Sorgfalt auch hier: bei der Auswahl und Zubereitung der Produkte und schliesslich beim Abschmecken der einzelnen Bestandteile. Das Dessert schliesslich, ein nach klassischer Konditorkunst montiertes Törtchen mit Schokoladenbiskuitboden, Brombeermousse und Cassisfüllung zu einem Kalamansi-Sorbet, war natürlich kühl, aber es blieb das wärmende Gefühl, das gutes Handwerk hervorruft, weil man sich an dessen Qualität freut.

Gasthaus Krone, Hauptstrasse 34, 9042 Speicher
Tel. 071 343 67 00. Montags geschlossen.
www.krone-speicher.ch



Auto

Steile Karriere

Der Maserati unter den SUVs ist ein attraktives Angebot für etwas Offroad-Italianità. Von David Schnapp

Kein Autotyp hat in den vergangenen zehn Jahren eine steilere Karriere gemacht als das SUV, auch bekannt unter den Bezeichnungen Geländewagen oder Offroader. Es mutet fast als Treppenwitz der Geschichte an, dass die Grünen um den heutigen Nationalrat Bastien Girod diese Fahrzeuge – und viele weitere dazu – einst verbieten wollten. Mittlerweile gibt es SUVs in allen Farben, Formen und Grössen, manche sind leicht aufgebockte Kleinwagen, andere gehen schon in Richtung Kleinbus. Aber

es scheint ein echtes Bedürfnis nach etwas mehr Übersicht zu geben. Wer nämlich zehn, fünfzehn Zentimeter höher sitzt als in einem normal hohen Auto, sieht mehr und fährt – hoffentlich – entspannter deswegen. Im Jahr 2015 wurden gemäss den Bundesämtern für Statistik und Strassen 427 168 Motorfahrzeuge neu in Verkehr gesetzt, das sind fast 50 000 mehr als noch 2010. Wenn ich auf der A1 von Zürich in Richtung Osten oder Westen fahre, ist fast immer ziemlich viel los. Kurz: Man setzt sich also in sein SUV und: plötzlich diese Übersicht!

Italienische Oper

Es kann also niemanden erstaunen, dass immer mehr Hersteller ihr Portfolio in Richtung Geländewagen ausbauen oder das bestehende Angebot mit immer neuen Fahrzeugen erweitern. Als Neuzugang gibt es nun aus Italien ein Auto, das in der Werbung als «Maserati unter den SUVs» angepriesen wird. Sieht man den Levante zum ersten Mal, fällt er auf wie ein gutgeschnittener Anzug – aber auch nicht mehr. Grosser Kühlergrill mit grossem Dreizacklogo,

das sich auch auf den C-Säulen wiederfindet, auf dem Lenkrad oder als Stickerei auf den Kopfstützen. Als müsste der Fahrer regelmässig daran erinnert werden, was oder wen er hier bewegt. Der Maserati Levante ist ein Premium-SUV zu einem ziemlich attraktiven Preis. Die 430-PS-Topversion mit V6-Turbomotor aus Maranello gibt es für unter 100 000 Franken mit Fahrleistungen, die ziemlich eindrücklich sind; dazu Luftfederung, viel Leder und ein Klappen-auspuff-Orchester, das die grosse italienische Oper beherrscht. Zwar erreicht der Levante in bloss 5,2 Sekunden Tempo 100, aber die Sportlichkeit geht etwas zu Lasten des Komforts. Trotz Luftfederung bekommt man bisweilen etwas viel Details von der Oberflächenbeschaffenheit der Strasse mit. Und etwas mehr Sorgfalt würde man sich bei der Gestaltung/Übersetzung der Menüs wünschen, die über den berührungsempfindlichen, grossen Bildschirm von der Steuerung der Sitzheizung (und -kühlung!) bis zum Radioempfang alles regeln: Unverständliche Abkürzungen oder orthografische Überraschungen finden sich dort in grösserer Zahl. Aber wir wollen nicht kleinlich sein: Für die Platzhirsche wie Porsche Cayenne oder BMW X5/6 ist der Maserati Levante eine neue, italienische Herausforderung.

Maserati Levante S. Leistung: 430 PS / 316 kW, Höchstgeschwindigkeit 264 km/h, Hubraum: 2979 ccm, Preis: Fr. 94 700.–, Testwagen: Fr. 127 291.–



«Dem Licht entgegen»: Modefotograf Feurer, 77.

MvH trifft

Hans Feurer

Von Mark van Huisseling — Einer der bedeutendsten Schweizer Modefotografen wird endlich auch in der Schweiz beachtet.

Du bist Modefotograf, noch immer, ein Berufsleben lang – hast du nie das Bedürfnis gehabt, wie die meisten Männer ab fünfzig oder so, Politiker zu porträtieren oder Unternehmer oder Flüchtlinge ...? – «Interessant, das hat Oliviero Toscani [italienischer Fotograf, bekanntgeworden durch Bilder für Benetton-Reklamen] auch mal gesagt, als ich ihn zufällig in einem Flughafen getroffen hab: «Was, du machst immer noch Mode!» Und Michel Comte machte eine Reportage darüber, wie er eine Reportage machte über sterbende Kinder in Haiti ... Nein, das mache ich eigentlich nicht, ich bin immer noch zufrieden als Modefotograf.» – «Willst du nichts Relevanteres machen?» – «Dass ich Fotograf wurde, ist fast ein wenig zufällig, nebensächlich eigentlich. Ich wollte die Welt entdecken, unseren Planeten.»

Hans Feurer, 77, ist ein Schweizer Modefotograf. Er wuchs im Toggenburg und später in

Zürich auf, wo er die Kunstgewerbeschule besuchte. Danach fand er eine Stelle als Grafiker in einer Werbeagentur in Paris, bald stieg er auf zum Art-Director, und Mitte 1960er Jahre zog er nach London, um dort auch Zeitschriften zu gestalten, etwa die Beilage des *Telegraph* oder das Modemagazin *Nova*. Trotz Erfolg kündigte er und reiste zwei Jahre durch Afrika, weil ihm Abenteuer und vor allem das Hochseefischen mehr bedeuten würden, sagt er (er fische bis heute und halte mehrere Weltrekorde im Fangen bestimmter Fischarten mit leichter Ausrüstung respektive dünnen Leinen; als Sportsmann lasse er alle Fische wieder frei). Den Beruf des Modefotografen, sagt er, habe er wegen der Möglichkeit, an exotische Ziele zu reisen, ergriffen sowie wegen der Zusammenarbeit mit schönen Frauen. Er arbeite ohne Unterbruch und wird bis heute gebucht für die besten Modezeitschriften – *Vogue Paris*, amerikanische *Vogue*, *Elle France* und so

weiter. Er sagt, er habe sich nie als Künstler gesehen, sondern es sei ihm um die Suche nach Schönheit gegangen; noch bis 30. Oktober ist in der Photobastei in Zürich eine Ausstellung über einen Teil seines Werks zu sehen. Feurer ist seit kurzem zum dritten Mal verheiratet, er lebt mit seiner Frau in einer ehemaligen Verbandsstofffabrik mit dazugehörigem Wohnhaus in Wald, ZH; mit seiner zweiten Ehefrau, einem ehemaligen dänischen Model, hat er zwei Söhne, die 34 respektive 32 Jahre alt sind, die Familie lebte einige Jahre in Appenzell Ausserrhoden sowie auf den Seychellen.

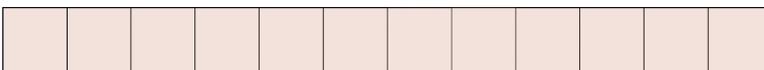
«Wenn ich deine Bilder ansehe, habe ich das Gefühl, du liebst sexy Frauen, und im Gegensatz zu anderen Fotografen hast du keine Hemmungen, dazu zu stehen ...» – «Ich bin einverstanden, das habe ich gesucht: Schönheit, die Grazie von Frauen, ihre Körper, diese Bewegungen ... Das hat mich immer fasziniert. Obwohl, die Sex-Komponente ist natürlich auch interessant – sexy, aber nie vulgär, immer ästhetisch. Ich habe Frauen nie als Lustobjekte gesehen, ich würde sie fast mit Gazellen, diesen wunderschönen Lebewesen, vergleichen. Ich hab Frauen immer zu fotografieren versucht wie Amazonen – unabhängige, freidenkende Frauen und nie Frauen im Dienst von Männern.» – «Trends in der Fotografie hast du eigentlich nie mitgemacht, oder?» – «Darum habe ich mich nie gekümmert. Der Titel meiner Ausstellung – ich weiss gar nicht, wer den gemacht hat – ist eigentlich *cheibe gut*: «Gegen den Strom [und dem Licht entgegen]. Ich bin ein Querulant, ich hab versucht, nur meinem Ranzen zu folgen. Im Business werd' ich als schwierig angeschaut. Sonst wär ich jetzt reich. Wie viele andere. Patrick Demarchelier [erfolgreicher Modefotograf, vor allem in den 1990er und 2000er Jahren] war mein Assistent, er ist einer der reichsten Fotografen, er hat Umsätze gemacht von drei, vier Millionen im Jahr. Das war damals wahnsinnig viel.»

«Hat dich das gestört, dass du in der Schweiz nicht so bekannt warst? Dass es vierzig Jahre aktives Fotografieren brauchte bis zu deiner ersten Ausstellung?» – «Nein, eigentlich nicht, der Gedanke ist mir gar nie gekommen. Ich hab erst jetzt dran gedacht, als ich gefragt wurde, ob ich die Ausstellung wolle. Ich hab dieses *Fabrikli* gefunden, und ich liebe es, versteckt in diesem *Dörfli* zu wohnen, wo keiner weiss, was ich mache.» – «Was machst du als Nächstes?» – «Ich warte auf den Vertrag vom Käufer meines Archivs [er tritt einem Galeristen die Nutzungsrechte aller seiner bis Ende 2015 gemachten Fotos ab]. Und in drei Wochen wahrscheinlich flieg' ich nach New York, ich mache wieder eine Strecke für die amerikanische *Elle*.»

Sein liebstes Restaurant: Casa Ferlin, Stampfenbachstrasse 38, Zürich, Tel. 044 362 35 09



	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20			21						22
23	24					25				26	
				27		28		29			
30		31	32				33				
	34				35	36			37		38
39				40				41			
42						43		44			
		45						46			
47						48				49	



Lösungswort — Liegen ausdruckslos auf dem Teller
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Grazil wie eine Gazelle und entfernt mit ihr verwandt. 7 Muntere Gesellen, die fliegenden Durchzügler. 12 Sie und der Sport auf Wasser und auf Schnee. 13 Achille Casanovas Nachfolger. 16 Unter Philipp Augustus Sitz der königlichen Verwaltung. 17 Sie will Alternative für Deutschland sein. 18 Filmische Beziehungskiste ganz nach Loriots Art. 20 Tatsachen, die den Tatsachen nicht entsprechen. 22 Leichen ohne Vokale. 23 Eine Existenz, wiesie dem Philosophen bekannt ist. 25 Für Menschen ist sie unvorstellbar. 27 Die Tonart, die gerade beim feierlichen Festen angemessen ist. 29 Er kann ein Staat sein oder eine Person. 30 Einer wie Knut - selig. 33 Westernheld Morrison und sein berühmtes Pseudonym. 34 Wir sprechen von solchen wie Ilias oder Parzival. 35 Fliessend, der Übergang von Freising zu ihr. 37 Ein Spalt, sagt der Chirurg. 39 Sie bringt Verborgenes an den Tag - vielleicht. 41 Ein rätselhafter Berg. 42 Diese Type ist für Typografen ein Altbekannter. 43 Man streicht sie, um ihnen Töne zu entlocken. 45 Für Christen ein Muss, mal von Seitensprüngen abgesehen. 46 Morgen, ja, wie sieht es da in der Romandie aus? 47 Unbestimmte Sie, wie wir daraus schliessen können. 48 Die Insel auf dem Inselstaat Fidschi. 49 Fast schon ein Saal.

Senkrecht — 1 Turner, nicht Sportler sondern Musiker. 2 Kein Fendant, aber auch ein Walliser Wein. 3 Die Ehefrau ist manchmal eine, oder dann ist sie ein Fremdkörper. 4 Chemiker nennen es einen einwertigen Rest eines Kohlenwasserstoffs. 5 In der Mehrzahl sind die andauernden Bezüge gekürzt. 6 Bulgarischer Filmregisseur, war fast schon Deutscher. 8 Sie am Steuer wird oft teuer. 9 Ton A in leichter Erhöhung. 10 Korrodiert und oxidiert klingt gescheiter. 11 Wertpapier: er stellt und gibt sie aus. 12 So eine Art SPD im Nachbarland. 14 Ist es die alte, handelt es sich wohl um ein Instrument. 15 Ein Ort für einen Drink, wenn auch klein. 19 Charles Pierre, Franzose, literarischer Wegbereiter. 21 Steht namentlich an letzter Stelle des globalen Industrieunternehmens. 24 Erleichtern die Arbeit, wenn man sie im Griff hat. 26 Vorgang, der nachwirken kann. 27 Tätigkeit der Dankbarkeit. 28 Der Kanton ist nur mit Zusatz originell. 31 Beim Loch im Garten war sein Stiel mit im Spiel. 32 Das Tier sollten wir meiden. 33 Einer der Asen, ein Rächer. 36 Die Zahl passt unternehmerisch zu Eleveln. 38 Ort für Sport oder, per TV, für Politik. 39 Es dient den Briten für den Zusammenhalt. 40 Ende des Stoffwechsels. 41 Zeitverschoben ist solch beschwingtes Sein aufgehoben. 44 Sie ist eher lieb als jung.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 486

T	I	E	F	T	O	N	G	A	P	M			
U	L	M	E	N	M	I	M	P	A	L	A		
G	R	A	I	N	T	E	L	E	B	O	Y	N	
E	I	N	L	E	G	E	N	R	O	T	S	E	E
F	A	Z	I	T	U	W	E	S	T	G			
A	E	R	L	E	S	E	N	E	R	L	E		
E	S	E	A	R	T	H	P	R	A	E			
S	E	T	S	S	A	R	I	E	K	H	Z		
S	T	R	E	T	R	E	N	T	N	E	R		
H	E	R	B	E	R	T	K	R	A	T	E	R	
H	O	E	R	E	R	E	A	U	B	E	R	T	
S	P	A	N	K	R	E	S	S	E				

Waagrecht — 1 TIEF 5 TONGA (Tango) 11 ULMEN (Ulmensterben, auch -welke) 12 IMPALA 14 GRAIN (engl. f. Getreide) 15 TELEBOY 16 EINLEGEN 17 ROTSEE 18 FAZIT 19 WEST 20 ERLESEN 23 ERLE 27 (Google) EARTH 28 PRAE 29 SETS (engl. f. Sätze, im Tennis) 32 ARIE 34 KHZ 35 STREET 37 RENTNER 39 HERBERT 40 KRATER 42 HOERER 43 AUBERT 44 SPAN (auch: Mundart-Rockband) 45 KRESSE

Senkrecht — 1 TURIA 2 ILANZ (gilt als erste Stadt am Rhein) 3 EMILIE 4 FENETRE (franz f. Fenster) 6 OMEN 7 GIEREN 8 AMBOS (-s) 9 PAYS (franz. f. Länder) 10 MANEGE 13 POTTER 14 GEFAESS 15 TEUER 19 WEHRE 21 LASTER 22 STARTER 24 RAKETE 25 LEHRER 26 STREEP 28 PETRUS 30 ETHOS 31 SERRA (Intersection: Skulptur von Richard Serra in Basel) 33 INKAS 36 EBEN 38 NABE (-l) 41 RTS

Lösungswort — MITSTREITER



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



MANERO POWERRESERVE
AUTOMATIK | ROTGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

carl-f-bucherer.com